D 14288

Informationen
und
Meinungen
zur deutschen Sprache

Herausgegeben
vom
Institut für Deutsche Sprache,
Mannheim

Heft 4/2013

29. Jahrgang

Anglizismen und Sprachloyalität
Anmerkungen zu einem Beitrag von Horst Haider Munske
von Rudolf Hoberg 2

Wir können alles. Ausser Hochdeutsch.
Genialer Werbespruch oder Eigentor des deutschen Südens?
Zum Diskriminierungspotential dieses Slogans
von Werner König 5

Aktuelles
18. Arbeitstagung zur Gesprächsforschung 2014
Recipient design/Adressatenzuschnitt
IDS Mannheim, 26.-28. März 2014 14

Not macht erfinderisch
von Gisela Zifonun 15

***Er besteht auf seinem Recht* oder *auf sein Recht* –**
Dativ oder Akkusativ nach verbbestimmten Präpositionen
(aus „Grammatik in Fragen und Antworten“)
von Bruno Strecker 16

Pressemeldung
Humboldtstipendiatinnen forschen am Institut für Deutsche Sprache 19

Vier Gründe für den Phrasemgebrauch
Teil IV: *Alles hat ein Ende, nur die Wurst hat zwei* – Satzphraseme
von Elke Donalies 22

Büchersegen
von Monika Pohlschmidt 23

Nachruf auf Prof. Dr. Ewald Lang
von Ludwig M. Eichinger 24

Aktuelles
Sprachwissenschaft im Fokus – Positionsbestimmungen und Perspektiven
Die Jahrestagung zum 50-jährigen Bestehen des Instituts für Deutsche Sprache 24

Pressemeldung
Institut für Deutsche Sprache (IDS) in Mannheim erneut
für Chancengleichheit ausgezeichnet 27

Impressum 2

Anglizismen und Sprachloyalität

Anmerkungen zu einem Beitrag von Horst Haider Munske*

von Rudolf Hoberg

Die Sprachthemen der Öffentlichkeit, der Medien sind in der Regel andere als die der Linguistik, was man in den letzten Jahrzehnten vor allem an den Diskussionen über die Rechtschreibreform und die Anglizismen beobachten konnte. Die Aufregung über die Rechtschreibreform begann Mitte der Neunzigerjahre und dauerte etwa zehn Jahre, die Aufregung über die Anglizismen, die an alte Fremdwortdiskussionen anknüpfte, hatte ihren Höhepunkt in den Jahren nach der Jahrtausendwende und ist dann mehr und mehr verebbt, aber nicht verschwunden. Beide Themen sind eingebettet in die Aufregung über den „Sprachverfall", die es zu allen Zeiten gab, und die auch wohl nie enden wird. Immer mal wieder ruft jemand „Wer rettet die deutsche Sprache?" Und immer mal wieder werden wir aufgefordert, loyal zu unserer Muttersprache zu sein.

Der Beitrag von Munske gehört gewiss nicht zu den „aufgeregten", aber den skizzierten Hintergrund muss man vor Augen haben, wenn hier zu drei von Munske angesprochenen Punkten kurz Stellung genommen werden soll: zu den Anglizismen, zum Begriff der Sprachloyalität und zum Verein Deutsche Sprache.

Zu den Anglizismen

Zu den Anglizismen und überhaupt zum englischen Einfluss ist eigentlich alles gesagt worden, etwas Neues habe ich in den letzten Jahren nicht gelesen. Und auch ich muss mich wiederholen[1]. Immer aufs Neue wundere ich mich allerdings darüber, dass Menschen sich so intensiv, so emotional und so ablehnend, ja aggressiv mit diesem Phänomen befassen, dass sie sich für die „Reinheit" (Munske, der das Wort allerdings auch in Anführungszeichen setzt) der Sprache einsetzen. Was ist schlimm an Anglizismen? Warum soll man sich vor Fremdem abschirmen, warum sieht man in ihm nicht zunächst einmal eine Bereicherung? Warum kann man sich nicht mit Goethes Satz aus den „Maximen und Reflexionen" anfreunden: „Die Gewalt einer Sprache ist nicht, dass sie das Fremde abweist, sondern dass sie es verschlingt"? An dieser Stelle kann ich mich nicht einmal ansatzweise generell und historisch mit der Fremdwortdiskussion und dem Purismus befassen[2]. Jetzt höre ich die Anglizismengegner rufen: Wir sind doch keine Puristen, wir haben doch nicht grundsätzlich etwas gegen Fremdwörter, auch nicht gegen solche aus dem Englischen, wir sind nur gegen die „überflüssigen".

Dass viele Anglizismen überflüssig sind, ist das Hauptargument ihrer Gegner[3]. Es gebe genügend passende deutsche Wörter bzw. es könnten und sollten neue deutsche Wörter gebildet werden. Aber überflüssige Wörter gibt es überhaupt nicht, und zwar aus zwei Gründen: zum einen weil für Sprecher und Schreiber selbstverständlich kein von ihnen gebrauchtes Wort

IMPRESSUM

Herausgeber: Institut für Deutsche Sprache, Postfach 101621, 68016 Mannheim.
Internet: http://www.ids-mannheim.de
Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Redaktion: Annette Trabold (Leitung), Heidrun Kämper, Ralf Knöbl, Horst Schwinn, Eva Teubert
Redaktionsassistenz: Katharina Dück, Theresa Schnedermann, Julian Wieder
E-Mail: sprachreport@ids-mannheim.de

Satz & Layout: Claus Hoffmann (IDS)
Belichtung & Druck: Morawek, 68199 Mannheim
gedruckt auf 100% chlorfrei gebleichtem Papier
ISSN 0178-644X

Auflage: 2200, Erscheinungsweise: vierteljährlich
Jahresabonnement: 10,– EUR Einzelheft: 3,– EUR
Bezugsadresse: Institut für Deutsche Sprache, Postfach 10 16 21, D - 68016 Mannheim
Tel. +49 621 1581-0

In eigener Sache – an die Autoren:

Wir bitten Sie, Ihre Beiträge als WINWORD oder RTF-Datei im Anhang per E-Mail zu schicken an:
sprachreport@ids-mannheim.de
oder auf CD.
Ausführliche Informationen zur Manuskriptgestaltung finden Sie unter
<http://pub.ids-mannheim.de/laufend/sprachreport/beitrag.html>.

Der SPRACHREPORT wird mit **InDesign CS4** erstellt.

überflüssig ist, zum anderen weil Sprachen so gut wie keine synonymen Wörter enthalten. *Kids* und *Kinder*, *Event* und *Ereignis* unterscheiden sich in ihren Bedeutungen. Diese und viele weitere Beispiele zeigen, dass es den Anglizismengegnern häufig an sprachlichem Differenzierungsvermögen fehlt. Dazu kommt, dass Menschen individuell sehr unterschiedlich entscheiden, welche Anglizismen sie für sinnvoll halten und welche nicht. So zieht Munske *e-mail* der *E-Post* vor, möchte aber statt *downloaden* lieber *herunterladen* sagen (S. 31). Eine Begründung gibt er nicht. Ganz abgesehen davon, dass ältere Anglizismen – *Sport*, *fair*, *Interview*, *Slang*, *o.k.* – meist anerkannt werden; sie gelten nicht als „überflüssig". Warum darf nicht jeder selbst entscheiden, wie er es mit englischen Wörtern hält, warum werden einige anerkannt und andere verteufelt? Ich habe nichts gegen Anglizismen, aber ich verwende sie kaum. Ich gehöre zu den wenigen Deutschen, die nie *o.k.* sagen, diese Wendung ist für mich überflüssig.

Wie die Auswertung von Briefen, Presseartikeln oder Diskussionsbeiträgen zeigt, gibt es vor allem vier weitere Gründe, die für die ablehnende Haltung gegen Anglizismen vorgebracht werden:

- Die Verständigung wird erschwert. Dieses Argument wird fast nie von den angeblich Betroffenen vorgebracht, sondern von solchen, die selbst keine Schwierigkeiten mit dem Englischen haben und die sich berufen fühlen, etwas für ihre Mitmenschen zu tun. Meist geht es um Werbetexte, und man fragt sich, warum in einer kapitalistischen Welt ausgerechnet die Wirtschaft, die ihre Produkte verkaufen will, daran interessiert sein soll, sich unverständlich auszudrücken. Natürlich können neue Wörter Verständnisschwierigkeiten bereiten, aber das gilt für deutsche Wörter genauso wie für Fremdwörter.
- Anglizismengebrauch ist häufig nichts weiter als Angeberei oder Imponiergehabe. An dieser Behauptung ist zweifellos etwas Richtiges. Aber auch mit Wörtern und Wendungen aus dem Deutschen, Griechischen, Lateinischen, Französischen oder aus anderen Sprachen kann man angeben, sich wichtigtun, seine Bildung hervorkehren.
- Die Deutschen verwenden Anglizismen, die es im Englischen gar nicht gibt bzw. die dort eine andere Bedeutung haben, etwa *Twen*, *Showmaster*, *Body*, *Handy*. Was ist daran auszusetzen? Warum dürfen wir nicht kreativ mit dem Englischen umgehen? Engländerinnen haben einen *Body*, deutsche Frauen tragen einen. Und das viel kritisierte *Handy* ist eine so gute Bezeichnung für ein Mobiltelefon, dass selbst Engländer oder Amerikaner sagen, man solle es „re-importieren" und statt *mobile phone* oder *cell phone* verwenden. Eines Tages schreiben wir *Händi* und haben ein neues deutsches Wort. Und sollte das modische Jugendwort *cool* im Deutschen bleiben, so schreiben wir demnächst *kuhl* und haben ebenfalls ein neues Wort, denn *cool* bedeutet ja nicht ‚kühl' (niemand bestellt ein „cooles Bier", sondern man spricht von einem „coolen Typen").
- Die Deutschen flüchten durch die Verwendung englischer Wörter aus ihrer Sprache, weil sie vor allem wegen der Nazizeit Probleme mit ihrer Identität haben. Diese These wurde noch nie begründet oder gar bewiesen. Gegen sie spricht, dass das Englische auch auf andere Sprachen einwirkt, auch auf das Deutsch in der Schweiz (und die Schweizer sind bekanntlich an den Naziverbrechen unschuldig).

Man braucht keine besonderen prophetischen Gaben, um vorherzusagen, dass der englische Einfluss noch zunehmen wird. Hier liegt kein Problem für die deutsche Sprache. Das Problem ist viel ernster: Das Deutsche wird – mit oder ohne Anglizismen – aus vielen Domänen im In- und Ausland verdrängt, und es ist kein Trost, dass es dem Französischen und den meisten anderen Sprachen nicht besser geht. Hier muss etwas getan werden, aber darauf kann ich an dieser Stelle nicht weiter eingehen.

Zur Sprachloyalität

Mit ihr befasst sich Munske ausführlich, als Reaktion auf einen Aufsatz von Armin Burkhardt[4]. Zunächst möchte ich sagen, dass ich diesen Begriff, der seit den 70er Jahren in der deutschen Linguistik und vor allem auch vom Verein Deutsche Sprache verwendet wird, nicht für glücklich halte. Die Bedeutung von *loyal* wird von den Wörterbüchern, anknüpfend an seinen lateinischen Ursprung, meist mit ‚gesetzlich', ‚pflichttreu', ‚vertragstreu', ‚treu', ‚redlich', ‚anständig' übersetzt – das entspricht auch meinem Sprachgefühl – und das ist mir im Hinblick auf meine Muttersprache zu wenig. Loyal verhalte ich mich gegenüber dem Staat, meinem Arbeitgeber oder meinen Kollegen, nicht aber gegenüber meiner Frau, meinen Kindern oder meinen Freunden. *Loyal* fehlt der gefühlsmäßige Bezug – und den habe ich, wie wohl die meisten Menschen, zu meiner Muttersprache. Ich scheue mich nicht zu sagen, dass ich meine Sprache liebe, auch andere Sprachen, wenn auch anders.

Aber lassen wir es beim Begriff der Sprachloyalität. Warum soll ich diese Loyalität nicht besitzen, wenn

ich mich nicht über Fremdwörter und besonders die „überflüssigen“ Anglizismen aufrege? Ich verhalte mich auch loyal gegenüber der Bundesrepublik Deutschland, wenn ich nichts dagegen habe, dass immer mehr Menschen aus anderen Staaten zu uns kommen. Und ich verhalte mich auch loyal zur „deutschen Kultur“, wenn ich in deutschen Museen „nicht-deutsche“ Kunst bewundere und Konzerten „nicht-deutscher“ Musik lausche. Ich weiß, dass diese Vergleiche etwas Schiefes haben, aber sie haben auch etwas sehr Richtiges. Man bedenke auch, dass die Angelsachsen die sprach-illoyalsten Völker sein müssten, denn wohl kaum eine andere Sprache hat so viele fremde Wörter aufgenommen wie die englische, und es kommen immer noch weitere hinzu, neuerdings aus dem Indischen, man spricht von „Hinglish“ und freut sich darüber. Und das Englische zeigt auch, dass die Aufnahme von Fremdwörtern nicht zum Untergang einer Sprache führt, wie bei uns viele meinen.

Zum Verein Deutsche Sprache

Munske betont zweimal die große Zahl der Mitglieder im „rührigen Verein Deutsche Sprache (VDS)“ – „über 30.000 Mitglieder“ bzw. „viele tausend Mitglieder“ (Munske 2013, S. 29f.). Ich weiß nicht, was er mit diesen Zahlenangaben belegen will. Jedenfalls kann man aus ihnen nicht schließen, dass, wie häufig behauptet wird, der überwiegende Teil der deutschen Bevölkerung gegen Anglizismen sei. Aus einer repräsentativen Erhebung, die die Gesellschaft für deutsche Sprache 2008 zusammen mit dem Institut für Demoskopie Allensbach durchgeführt hat, ergibt sich, dass sich 39 % der Bevölkerung an englischen Ausdrücken stört, 40 % aber nicht und dass sie vor allem die älteren Jahrgänge stören[5], was darauf schließen lässt, dass die Zahl der Anglizismengegner immer geringer wird.

Munske weist auch zweimal darauf hin, dass die Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) etwa 3.000 Mitglieder hat, dass also im VDS „zehnmal soviele wie in der GfdS“ sind (S. 29f.). Er sagt aber nicht, dass in der GfdS sehr viele kompetente Sprachwissenschaftler mitarbeiten, im VDS aber nur sehr wenige. Und hier liegt der wesentliche Unterschied: Beide Vereinigungen wenden sich an die Öffentlichkeit, an – aus linguistischer Sicht – Laien, die GfdS wird aber hauptsächlich von germanistischen Sprachwissenschaftlern geleitet – sie arbeitet also auf einer wissenschaftlichen Grundlage und wird deshalb von der Öffentlichen Hand gefördert –, während die Konzeptionen und das Vorgehen des VDS von Laien bestimmt wird. Es sei ausdrücklich betont, dass das Wort „Laie“ hier nicht negativ konnotiert ist, denn abgesehen von unserem meist kleinen Fachgebiet sind wir alle Laien. Aber es sei auch betont, dass sich allein „aus dem Bauch heraus“ meist keine sinnvollen Entscheidungen ergeben.

Ich könnte hier von langjährigen Erfahrungen mit dem VDS berichten, von vielen erfreulichen Begegnungen mit einzelnen Mitgliedern, aber auch von Angriffen und Schmähungen gegenüber Institutionen und Personen. In einem kürzlich erschienenen Buch von Karl-Heinz Göttert heißt es, der VDS „leistete sich mit dieser Institution [der GfdS] ebenso wie mit dem IDS und der Linguistik als Wissenschaft insgesamt bizarre Gefechte“[6], was, wenn man sich die bei Göttert aufgezählten Ereignisse (noch einmal) vor Augen führt, sehr zurückhaltend formuliert ist. Wenn Munske empfiehlt, die Sprachpflegevereine sollten „sich nicht bekriegen, sondern zusammenarbeiten“ (S. 31), so wäre es wünschenswert, wenn er in diesem Sinne in seinem Verein wirken würde. Hoffnungsvoll stimmt mich, dass die Attacken und Beleidigungen des VDS in den letzten Jahren nachgelassen haben, jedenfalls was meine Person angeht.

Der VDS hat den Höhepunkt seiner Öffentlichkeitswirkung seit längerer Zeit hinter sich[7], und vielleicht muss er deshalb gelegentlich medienwirksam auftreten – so wie er es in diesem Jahr mit der Verleihung seines „Sprachpanschers“ getan hat. Auf der Homepage (Entschuldigung, Herr Munske) des Vereins heißt es: „Die Mitglieder des Vereins Deutsche Sprache e. V. haben den Duden zum Sprachpanscher des Jahres 2013 gewählt.“ Diese Mitteilung lässt einen fragen: Was heißt „die Mitglieder“? Waren es alle, auch Herr Munske? Hat man eine Umfrage gemacht, oder war es der Vorstand, eine Jury? Und was heißt „den Duden“? Ist die Redaktion gemeint oder der Rechtschreibduden oder ein anderer Duden-Band oder alle Duden-Bände? Ich vermute, man hat an den Rechtschreibduden gedacht, der – dies zur Information – 140 000 Wörter enthält, von denen 3,5 % Anglizismen – also 4900 Wörter, deutlich weniger als im Allgemeinen angegeben – und über 20% sonstige Fremdwörter sind (die den VDS ja nicht interessieren).

Und nun halte man die Luft an, um die Begründung für die „Verleihung“ zu vernehmen:

> Wie kaum eine andere Organisation trage der Duden seit Jahren dazu bei, dass sich sprachliches Imponiergehabe im Glanze einer quasi amtlichen Zustimmung sonnen dürfe. „Wer in einem Wörterbuch der deutschen Sprache als Ersatz für Fußball den lächerlichen Angeber-Anglizismus ‚Soccer‘ vorschlägt, hat es nicht besser verdient“, begründete der Vereinsvorsitzende Wal-

ter Krämer diese Negativauszeichnung. „Wo bleiben der Nachsteller – statt ‚Stalker‘, der Netzhandel – statt ‚E-Business‘ – oder der Klapprechner, der immerhin 34.000 Treffer bei Google aufweist?“

(<www.vds-ev.de/presse/pressemitteilungen/1221-duden-ist-sprachpanscher-2013-> – 14.09.2013)

Kann ein angesehener Germanist wie Horst Haider Munske dieser Negativauszeichnung des Dudens zustimmen?

Anmerkungen

* Horst Haider Munske (2013): Was ist Sprachloyalität? In: Sprachreport 3, S. 29-31.

1 Vgl. etwa Hoberg, Rudolf (2002): English Rules the World. Was wird aus Deutsch? In: Ders. (Hg.): Deutsch – Englisch – Europäisch. Mannheim: Dudenverlag, S. 171-181. Ders. (2008): Lasst uns den Sprachen-Spagat üben! Anmerkungen zur deutschen und europäischen Sprachpolitik und Sprachvermittlung. In: Petra Braselmann / Ingeborg Ohnheiser (Hg): Frankreich als Vorbild? Sprachpolitik und Sprachgesetzgebung in europäischen Ländern. Innsbruck: Innsbruck University Press, S. 135-143. Ders. (2012): Was wird aus Deutsch angesichts der Dominanz des Englischen? In: Der Sprachdienst 1, S. 19-25.

2 Vgl. hierzu etwa das soeben erschienene sehr lesenswerte Heft 3/2013 der „Muttersprache“.

3 Den im Folgenden skizzierten Gründen für die Ablehnung von Anglizismen liegen gekürzte, aber auch ergänzte Passagen zugrunde aus Hoberg (2012) (vgl. Anm. 2), S. 22f. Für eingehendere Erläuterungen vgl. die oben genannte Literatur.

4 Armin Burkhardt (2013): Die „Anglizismen-Frage“ aus der Sicht der GfdS. In: Sprachreport 1-2, S. 38-42.

5 Rudolf Hoberg / Eichhoff-Cyrus, Karin M. / Schulz, Rüdiger (Hg.) (2008): Wie denken die Deutschen über ihre Muttersprache und über Fremdsprachen? Wiesbaden: Gesellschaft für deutsche Sprache, S. 37-40.

6 Göttert, Karl-Heinz (2013): Abschied von Mutter Sprache. Frankfurt/Main: S. Fischer, S. 78.

7 Vgl. auch Göttert (vgl. Anm. 7), S. 80.

Der Autor ist emeritierter Professor für Germanistische Sprachwissenschaft an der Technischen Universität Darmstadt und war von 1999 bis 2011 Vorsitzender der Gesellschaft für deutsche Sprache.

Wir können alles. Ausser Hochdeutsch.

Genialer Werbespruch oder Eigentor des deutschen Südens? Zum Diskriminierungspotential dieses Slogans

von Werner König

Wir Süddeutschen haben die besten Wirtschaftsdaten, die wenigsten Schulden, und dass wir in tausend Bereichen vorn sind, erzählen uns täglich die Politiker, aber Hocheutsch können wir nicht. Wir haben die besten Zukunftsaussichten, die besten PISA-Werte und Eliteuniversitäten, das alles lesen wir täglich in unseren Zeitungen, aber Hochdeutsch können nur die anderen. Dabei sind wir die Erfinder des Hochdeutschen, aber wen juckt das schon. Die Baiern haben dann auch noch den Dialekt, der am meisten sexy ist, sie sind stolz auf Laptop und Lederhose, sie gefallen sich als folkloristischer Marktführer mit ihrer Oktoberfestkultur, die sich einschließlich ihrer Verkleidungsrituale seit Längerem als weltweiter Markenartikel positioniert.

Aber wenn der bairische Bayer ernst genommen werden will, kommt er mit seiner angestammten Sprache nicht mehr an. Diese hat sich zwar in dem eben angesprochenen Bereich „Lederhose“ in den Medien fest etabliert, wird aber, obwohl sie ehemals Muttersprache von ca. 5 Millionen Menschen war – wie viele es heute noch sind, weiß wohl kein Mensch –, als minderwertig empfunden, mit ihr kann man keinen Staat mehr machen. Genauso geht es den Schwaben, den Sachsen

und den Pfälzern, nur können die nicht einmal mehr mit einer Folkloreindustrie überregional punkten und mit der Beliebtheit ihrer Dialekte auch nicht.

Den Prestigeverlust des Dialekts haben die Kinder in unseren Großstädten des Südens schon seit längerer Zeit bemerkt. In München trifft man keinen mehr unter 20, dem man seine bairische Herkunft in der Sprache anmerkt. Die Jugend der Großstädte wendet sich von regional geprägten Sprachformen ab, sie spricht inzwischen fast durchgehend eine am norddeutschen Gebrauch orientierte Sprache, von der sie glaubt, dass diese das wahre Hochdeutsche sei. Und dieser Glaube ist schon ziemlich alt, hier eine Passage aus der Autobiographie der Bertha von Suttner:

> Was mir an den Norddeutschen besonders wohlgefiel, war die Sprache. Nicht nur, weil dieselbe den Akzent meines Mannes aufwies – eine seiner Eigentümlichkeiten, in die ich mich zuerst verliebt hatte –, sondern weil sie mir, im Vergleich mit der in Österreich üblichen Redeweise, ein höheres Bildungsniveau zu bekunden schien; oder vielmehr, nicht nur schien, sondern in der Tat bekundete […] Wenn man Menschenwert nach der Bildungsstufe misst – und welchen richtigeren Maßstab gäbe es wohl als diesen? –, so ist der Norddeutsche um ein Stückchen mehr Mensch als der Süddeutsche […]. (Suttner 1889/1990, S. 110)

Man kann es kaum glauben: Die Friedensnobelpreisträgerin ist der festen Überzeugung, dass „der Norddeutsche um ein Stückchen mehr Mensch als der Süddeutsche“ sei und das wegen seiner überlegenen Sprache.

„Wir können alles. Außer Hochdeutsch.“

Das ist einer der meistprämierten Slogans, den die deutsche Werbewirtschaft hervorgebracht hat, 1999 im Auftrag der Regierung Erwin Teufel. In Stuttgart, im Staatsministerium, in der Villa Reitzenstein, war man sehr stolz auf diesen Satz und die nachfolgende Werbekampagne. Auf der Webseite der Landesregierung ließ man die Welt an diesem Erfolg teilnehmen. Noch heute kann man im Online-Shop der Landesregierung T-Shirts, Schirme, Fußbälle, Schlüsselbänder oder Kugelschreiber mit der Aufschrift kaufen, selbst Babystrampler finden sich im Angebot. Plakate und Aufkleber bekommt man sogar geschenkt.

„Wir können alles. Außer Hochdeutsch.“ Viele meinen, die Erfolgsgeschichte dieses Slogans sei groß. Das werde zum Beispiel dokumentiert durch die zahlreichen Auszeichnungen, die in der zehnjährigen Laufzeit eingefahren wurden. Insgesamt 28 Preise führte die Webseite der Kampagne im September 2012 auf, tatsächlich sind es einige mehr.

Der Werbe-Slogan des Landes Baden-Württemberg – außerordentlich erfolgreich, aber auch ebenso gut?

Das Geld für die Kampagne, ca. 30 Millionen Euro, meint man gut angelegt zu haben: Die feine Selbstironie, die Bescheidenheit, die aus diesem Spruch hervorgehe, lasse das bisherige Image des Schwaben (tüchtig, pfiffig, fleißig, aber auch engstirnig, provinziell und sehr sparsam) sich in Richtung Sympathie, Menschlichkeit, Humor und Mutterwitz, weg von Provinzialität und Sparsamkeit verändern. Effizienzmessungen, die ein unabhängiges Institut durchgeführt hat, stellen die große Bekanntheit der baden-württembergischen Länderwerbung heraus. Und diese Bekanntheit ist es, was die Werbeleute als Grundlage für die Erfolgsmessung nehmen, wobei es aus der Sicht der Branche egal ist, ob man gut oder schlecht über etwas spricht, Hauptsache, man kennt es, man spricht darüber.

Ironie

„Wir können alles. Außer Hochdeutsch.“ Einen Teil des Erfolges dieses Slogans macht die feine Ironie aus, vor allem bei den Intellektuellen, die solche Dinge zu schätzen wissen, die sich die beiden Elemente des Spruchs auf der Zunge zergehen lassen, die wissen, dass der erste Teil indirekt und ironisch auf die Tüchtigkeit der Gemeinten anspielt und der zweite auch nicht so ganz ernst und wörtlich genommen werden will.

Der erste Teil des Slogans bezieht sich auf den Regionalakzent des Südens, der in der Regel als sympathisch, angenehm empfunden wird. Die Hörer oder Leser sollen das Selbstbewusstsein derer bewundern, die es sich sogar leisten können, eine vermeintliche Schwäche zu propagieren; man denkt, „die trauen sich was!“

Dieser Rezeptionsvorgang erfordert jedoch einige Formalausbildung, fordert einigen Intellekt, ein Eindenken in die Situation der anderen und einen gewissen Sinn für Humor. Das alles ist nicht bei jedermann gleichermaßen vorhanden, nicht jeder versteht die feine Ironie, das Sich-selbst-auf-die-Schippe-Nehmen im zweiten Teil des Slogans, und nicht jeder will es so verstehen.

Zahlreiche Reaktionen – sie ließen sich in Leserbriefen und Internetforen leicht nachweisen – zeigen, dass dieser Satz häufig wörtlich genommen wird. Und er wird wörtlich genommen von den Betroffenen hier im Lande und von solchen, die sich (vor allem im Norden Deutschlands) im Besitz des wahren Hochdeutschen wähnen. Selbst unsere Kanzlerin hat das getan in einer Rede vor der Betriebsversammlung des VW-Werkes in Wolfsburg (Bulletin 2008, S. 6).

Produktivität

Und ein zweites Faktum macht den Spruch so erfolgreich, nämlich die Tatsache, dass er so beweglich ist, dass er problemlos abgewandelt werden kann, dass er angewendet werden kann in vielen Situationen, insbesondere, wenn jemand mit hohem Anspruch angetreten ist und dann die Ziele nicht erreicht. „Wir können alles. Außer Rechnen.“ Oder wenn es einen besonderen, überraschenden Erfolg griffig zu formulieren gilt: „Wir können alles. Auch Rechnen.“

Den Spruch aber macht vor allem die Kombinierbarkeit mit sehr vielen Verbindungswörtern so erfolgreich. *Außer* kann durch eine Anzahl anderer Kleinwörter ersetzt werden: *nur nicht*, *auch*, *aber kein*… Diese Reihe ist sicher nicht vollständig. Die

Phrase lässt sich nicht nur im zweiten Teil abwandeln, sondern auch im ersten: „Die können alles…“, „die können vieles…“, „du kannst alles…“

Sobald man so eine oder eine ähnliche Fügung hört, erscheint schon der Slogan „Wir können alles. Außer Hochdeutsch.“ im Bewusstsein als Folie dahinter. Er ist das Strukturmuster für eine große Anzahl von gleichartig aufgebauten Phrasen geworden. Diese Abwandlungen stärken die Präsenz des Slogans, sie rufen ihn immer wieder in Erinnerung, man kann ihn schon fast als Sprichwort bezeichnen.

Kein Mensch wird bestreiten, dass die Werbeaktion anspruchsvoll, witzig und voller Humor war, vielleicht ist es ihr sogar ein wenig gelungen, die Schwaben etwas vom Image des gschaffigen und sparsamen Häuslebauers zu befreien. Gleichzeitig wird aber auch ein Vorurteil („Diese Leute können nicht richtig sprechen, sie können kein Hochdeutsch“) verfestigt und weiter verbreitet.

Vorurteile

Einen weiteren Teil des Erfolges macht aus, dass mit dem Spruch weit verbreitete Vorurteile bedient werden, wenn man den Erfolg so misst, wie es die Werbeleute tun, die ja nur die Bekanntheit des Slogans bewerten. Denn der Satz bestätigt genau die Vorurteile, die viele im Norden Deutschlands bezüglich der Sprache des Südens haben.

Diese Vorurteile sind da. Fast jeder Schwabe, jeder Bayer, der je mit Leuten aus dem norddeutschen Raum zu tun hatte, hat einmal entsprechende Erfahrungen gemacht. Ein Norddeutscher, der diesen Slogan liest, kann sich nun bestätigt fühlen. „Na endlich“, denkt er, „geben sie es selber zu, dass sie es nicht können, wir haben es doch immer schon gewusst und gesagt“. Und wenn einer noch im Zweifel war, dann bekam er es nun schwarz auf weiß und offiziell und immer wieder von der württembergischen Landesregierung bestätigt.

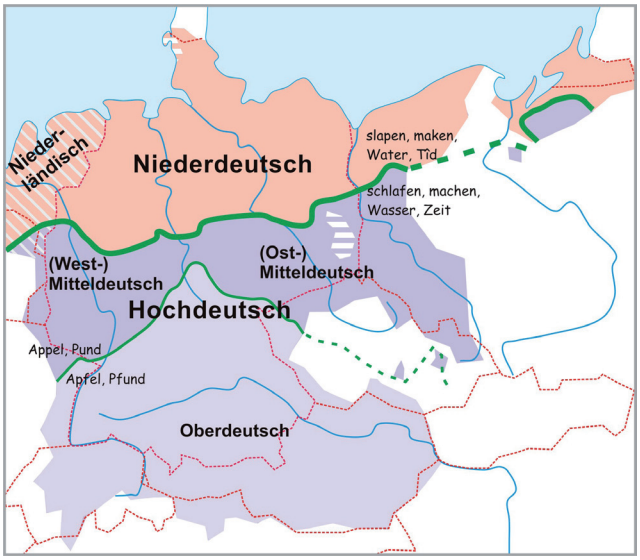
Fakten, die die eigenen Auffassungen bestätigen, ist man eher bereit, ins Bewusstsein zu integrieren als Fakten, die einen dazu zwingen, die eigene Meinung zu ändern. Vor allem auch dann, wenn das zur Folge hätte, dass man das eigene Überlegenheitsgefühl auf dem betroffenen Gebiet aufgeben muss, wenn einem dadurch eine Quelle, aus der man Selbstbewusstsein schöpft, abhanden kommt. Man verliert damit auch ein Stück der eigenen Identität. Wenn man den Spruch wörtlich nimmt, dann stärkt er das vorhandene Be-

wusstsein von der eigenen sprachlichen Überlegenheit des Nordens, er stärkt das Selbstbewusstsein dort. Die Sprachform wird benutzt als Argument für die eigene Sache, um die eigene Überlegenheit und die Unterlegenheit der anderen zu beweisen.

Natürlich schafft diese im Spruch vorhandene Aussage vielleicht auch Wohlwollen und Sympathie, wenn wir im Süden damit jetzt endlich unsere sprachliche Inferiorität offiziell anerkennen. Und dieses Wohlwollen wird vor allem bei Leuten auftreten, die unseren Regionalakzent als niedlich und nett empfinden, sich ihm im Urlaub gern aussetzen. Aber kompetent wirkt nur jemand, der „akzentfrei" spricht. Was schlicht und einfach bedeutet, dass diese Person einen norddeutschen Akzent zeigt; denn Sprecher, bei denen man überhaupt keine regionale Färbung erkennt, gibt es nur ganz wenige. Es ist ein Widerspruch in sich, wenn man glaubt, dass ein Sprecher mit norddeutschem Regionalakzent keinen Akzent besitze. Aber das ist trotz dieses offensichtlichen Widerspruchs die vorherrschende Meinung.

Sprache und Bewusstsein

Es ist in der Linguistik nicht mehr strittig, dass Sprachstrukturen das Bewusstsein, die Wahrnehmung der Welt, beeinflussen und auch prägen. Sonst wäre die ganze feministische Linguistik, die sich um die sprachliche Gleichstellung der Frau bemüht, eine Luftblase. Eine Sprache, in der man sagt, „die Sonne geht auf," macht eine Schulstunde nötig, um diesen astronomischen Irrtum aufzuklären. Eine Sprache, in der man für dieses Ereignis sagt, dass sich die Erde der Sonne entgegendreht, vermittelt dagegen auf Anhieb das richtige Weltbild.



Hochdeutsch und Niederdeutsch im ehem. deutschen Sprachgebiet (Kleiner bayerischer Sprachatlas, München 2006)

Zum Sprachsystem gehören aber nicht nur grammatische und lexikalische Einheiten, sondern auch solche der Phraseologie, d. h. die Wortverbindungen oder Redewendungen, die dem Sprecher zur Verfügung stehen. Eine Sprache, die Wendungen hat wie: „Der säuft wie ein Besenbinder" oder: „Er kommt pünktlich wie ein Maurer", vermittelt auch entsprechende Eigenschaften für die betreffenden Berufsgruppen.

Die Stuttgarter Werbeaktion hat einen neuen Phraseologismus, fast schon ein Sprichwort, geschaffen, das jetzt im Bewusstsein der Deutschen in Nord und Süd wirkt. Und dieser Spruch wirkt nicht nur in seiner subtil ironischen Form, nicht nur im Kontext der Anzeigen und Fernsehspots, sondern auch losgelöst davon vor allem auch im Wortsinn seiner Bestandteile und mit Folgen für die Betroffenen. Und die kann man durchaus als Diskriminierung bezeichnen.

Sprache und Diskriminierung

Ein paar Beispiele: Ein Macher beim Deutschen Akademischen Austauschdienst brüstete sich vor einiger Zeit (November 2010) auf einer Podiumsdiskussion in London damit, einen Bewerber für ein Lektorat wegen dessen bairischen Akzents ausgesondert zu haben. Oder: Bei einem Berufungsverfahren für einen germanistischen Lehrstuhl an der Universität Augsburg fiel zu einer Bewerberin aus der Gegend von Regensburg in der Kommission der Satz: „Die Frau kann ja nicht mal richtig Hochdeutsch" – und das im Prinzip nur deswegen, weil sie den *a*-Laut etwas dunkler aussprach als die anderen Kandidaten.

Auch in der „Heute-Show" im ZDF werden derzeit ziemlich regelmäßig Menschen wegen ihrer Aussprache verunglimpft. In einer beliebten Talk-Show im ersten Fernsehprogramm („Hart aber fair") wurde in der Sendung vom 29.10.2012 ein Steuerberater aus Niederbayern mit bairisch geprägtem Standard vom Moderator ermahnt, doch „hochdeutsch" zu sprechen.[1] Eine englische Kollegin von der Universität Aberystwyth in Wales hatte keine Probleme mit dem Verständnis, wie sie mir schrieb. Der deutsche, wohl aus dem Rheinland stammende Moderator, fand den Dialekt (sic!) des Steuerberaters zwar „super", meinte aber, dass seine Eltern sich morgen bei ihm beklagen würden, weil sie den Steuerberater nicht verstanden hätten.

Es ist aber genauso auch Diskriminierung, wenn man belustigt ist, lacht, wenn ein Sachse außerhalb seiner Heimat seinen Dialekt anklingen lässt. Selbst bei der Jahrestagung des IDS, wo lauter vorurteilsfreie Linguisten den Vorträgen lauschen, wird bei sächsischem Dialekt spontan gelacht.[2] Wer da lacht, wird den Sprecher nicht unbedingt für eine Führungsposition vorschlagen. Das ist zwar kein bewusster Akt der Diskriminierung, aber da wird jemand wegen seiner Muttersprache benachteiligt. Zum ersten Mal haben Maitz/Elspaß (2011) auf solche Diskriminierungsmechanismen hingewiesen.

Wenn aber jemand in vergleichbaren Situationen „Fund“ statt „Pfund“, „lecht“ statt „legt“, „Dink“ statt „Ding“ und „Tach“ statt „Tag“ (drei geschriebene Buchstaben, zwei davon dem ‚regulären‘ Lautwert der Buchstaben nicht entsprechend) sagt, dann wird sein Deutsch in der Regel als korrekt empfunden, es strahlt Kompetenz aus. Und wenn Bruno Jonas sächsische oder Harald Schmidt schwäbische Sequenzen von sich geben, dann ist das eine Garantie für einen Lacher. Was alle aber dabei nicht bedenken, ist, dass sie anderen Leuten, denen das Muttersprache ist, Leid zufügen, sie beleidigen, dass sie ein Vorurteil verfestigen und damit indirekt und tendenziell zur ungleichen Verteilung von Lebenschancen in unserer Gesellschaft beitragen.

Unsere Gesellschaft hat inzwischen ein Bewusstsein dafür entwickelt, dass man Menschen nicht wegen ihres Geschlechts, nicht wegen ihrer Hautfarbe benachteiligen darf, es gibt aber praktisch keine Diskussion darüber, dass es in Deutschland andauernd Diskriminierung von Menschen wegen ihrer Aussprache, wegen ihrer Muttersprache gibt. Dies überrascht und irritiert zugleich, fordert doch Art. 3 Abs. 3 des Grundgesetzes, dass niemand „wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft [...] benachteiligt oder bevorzugt werden“ darf.

Ich will jetzt nicht dafür plädieren, dass die beiden genannten Kabarettisten keine solchen Lacher mehr erzeugen dürfen. Frauenfeindliche Äußerungen von Harald Schmidt haben aber einen ganz anderen, neuen Stellenwert bekommen, seitdem sich unsere Gesellschaft des Problems bewusst geworden ist und einigermaßen ernsthaft die Benachteiligung der Frau zu beenden versucht. Was sicher viele aber nicht daran hindert, entsprechende Äußerungen von ihm wörtlich zu nehmen. Anzustreben wäre, dass die eben beschriebenen Diskriminierungsmechanismen unserer Gesellschaft bewusst gemacht werden, indem darüber genauso eine Diskussion stattfindet, wie es sie über Diskriminierung von Geschlecht und Hautfarbe schon länger gibt.

Diskriminierungen wie die genannten sind nicht einfach als Kleinigkeit abzutun. Die Sprachfertigkeit ist eine „Schlüsselqualifikation“ in einer Wirtschaftswelt, die immer mehr von Dienstleistungen geprägt ist. Sprachliche Fähigkeiten sind zentraler Bestandteil der Beurteilung, wenn es um die Verteilung beruflicher und sozialer Chancen geht. Sind es bei einem Menschen anfänglich (in der Schule) eher die schriftlichen Leistungen, die zählen, so geben später vor allem die mündlichen Leistungen den Ausschlag.

Ich denke nicht, dass man das weiter ausführen muss, die Beispiele aus dem vorigen Abschnitt können das illustrieren; sie zeigen, wie argumentiert wird, wenn aus einer Anzahl von Bewerbern ausgewählt wird. Die Form, wie jemand spricht, ist entscheidend für das Fortkommen, für die Karriere. Wer nicht mit norddeutschem Akzent – der wird derzeit als „reines Hochdeutsch“ angesehen – spricht, der erlebt seine Muttersprache als Karrierebremse. Sprecher mit erkennbar dialektalem Hintergrund gelten vielfach als „ein bisschen einfach“, um es einmal milde auszudrücken.

Aber es sind nicht diese spektakulären Fälle, die Beachtung verdienen. Die Diskriminierung der südlichen Regionalsprachen findet täglich in den Kindergärten und Schulen statt. Es sind eigentlich die (gut gemeinten) kleinen Nickligkeiten, denen die Kinder im Süden ausgesetzt sind. „Wie heißt es richtig?“, fragt die Kindergärtnerin. „Sags jetzt einmal schöner!“, sagt die Lehrerin und: „Jetzt nochmal, so, dass wir alle es verstehen!“, hört das irritierte Kind in der Schule. Und es hört vom „gestochenen“ Hochdeutschen, das gewisse Menschen aus dem Norden der Republik besitzen sollen. Solche Sätze formen das Bewusstsein unserer Kinder. Und wir haben die Folgen davon in unseren eigenen Köpfen. Es ist in denen der Lehrer und in den Köpfen der Leute, die die Massenmedien füttern.

Etwas jüngere Sprachgeschichte

Wenn wir hier über Hochdeutsch sprechen, dann geht es immer um gesprochene Formen des Hochdeutschen. Niemand wird wohl annehmen, dass ein Schwabe oder Bayer im Prinzip schriftliche Texte von schlechterer Qualität verfasst als ein Norddeutscher. Es geht um die Mündlichkeit, um das Gesprochene. Und da besteht (vom Anfang des 19. Jhs. an, sich immer mehr verbreitend) der Glaube, dass in Norddeutschland, ins-

besondere in der Gegend von Hannover, ein besseres Hochdeutsch gesprochen werde als anderswo. Diese Ideologie hat schon am Ende des 19. Jahrhunderts, wie wir gesehen haben, auch den Süden erfasst.

Die Bezeichnungen für ‚Kartoffel' in den Mundarten des ehem. deutschen Sprachgebiets (dtv-Atlas Deutsche Sprache, München 2005)

Bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein war sie ohne große Folgen. Um 1900 z. B. hat der gebildetste Süddeutsche auch in hochformalen Situationen eine stark regional geprägte Aussprache gehabt. Man würde das heute als „Dialekt" bezeichnen, obwohl das der damalige süddeutsche Standard war.[3] Er sprach da z. B. noch *miad* für „müde", *hoiß* oder *hoaß* für „heiß". Kein Mensch, auch keiner aus dem Norden, hat sich beschwert über eine solche Aussprache. Alle haben verstanden, was gemeint war, trotz der landschaftlichen Färbung. Man war tolerant, und trotz der vorhandenen einheitlichen Schriftsprache hat man sich nicht daran gestört.

Noch in den 1970er Jahren hatte Luis Trenker eine Sendung im ersten Fernsehprogramm, die er mit einem stark südtirolisch geprägten Standard moderierte. Heute wäre so eine Sendung nicht mehr möglich. So ein Deutsch würde synchronisiert oder mit Untertiteln versehen, weil man in Deutschland nicht mehr bereit ist, sich auf eine regionale Ausspracheform einzulassen. Man vergleiche dazu mal Markus Lanz, der von seiner Heimat die gleiche Sprache wie Trenker mitbekommen hat. Welch blasses, glattes Deutsch der Arme sprechen muss, damit er „Wetten dass..?" moderieren darf!

Die deutsche Öffentlichkeit ist in Bezug auf die Sprache in den letzten 40 Jahren sehr viel intoleranter geworden. Nur im Bereich „Lederhose" hat Regionalität als Folklore noch ihren Platz. Hansi Hinterseer darf im überregionalen Fernsehen tirolern, was Markus Lanz nicht darf und was Luis Trenker vor einigen Jahrzehnten noch ausgiebig durfte. Und er wurde trotz seiner Tiroler Aussprache auch im Norden verstanden. Würde Markus Lanz so zu sprechen beginnen, würde man ihn aus dem Programm entfernen, mit der Begründung, dass das ja kein Mensch verstehen könne.

Eine dialektal geprägte Mündlichkeit gab es seit jeher; um 1650 z. B. beschreibt sie der Universalgelehrte Schottelius als Faktum. Wir wissen aber auch davon, dass man landschaftliche Sprachformen positiv oder negativ bewertet hat. Zum Beispiel wurde bis mindestens 1800 die Aussprache in Obersachsen (nicht: Niedersachsen), also die von Dresden oder Leipzig, als vorbildlich angesehen. Danach folgte die Ansicht, dass die norddeutsche Aussprache am besten sei. Vor allem für die Bühne und das ernste Drama wollte man eine Aussprache, die sich ohne regionale Färbung möglichst nahe an der Schreibung bewegt.

Im Zweifel war die Schreibung Richtschnur für die Aussprache – und das seit mehreren Jahrhunderten. Die Norddeutschen hatten bis ins 20. Jahrhundert hinein die wohl schriftnähere Aussprache, wenn sie hochdeutsch gesprochen haben. Heute ist das sicher nicht mehr der Fall. Man vergleiche die schon vorher beschriebenen Abweichungen des Nordens (*fund, dink* und *lecht*). Das längst obsolete Faktum von der schriftnäheren Aussprache der Norddeutschen aber wirkt in den Gehirnen weiter, die Menschen im Norden gewinnen daraus Selbstbewusstsein, sie fühlen sich den Süddeutschen sprachlich überlegen.

Das Problem der Süddeutschen

Die Menschen im Süden haben im Laufe der Zeit ein Unterlegenheitsgefühl entwickelt, das sie in der Entfaltung ihrer Fähigkeiten, in der Darstellung ihrer Argumente hemmt und das sie auch bei der Verteilung der gesellschaftlichen Chancen benachteiligt, und das deshalb, weil in allen Bereichen, wo mündliche Sprachkompetenz wichtig ist, selbst die Süddeutschen glauben, sie können es nicht so gut. Da werden Menschen wegen ihrer Muttersprache benachteiligt, aus Gründen, die sachlich keine Berechtigung haben. Es ist der Akzent, der falsche, es ist die Nichtübereinstimmung mit der norddeutschen Intonation und Lautung.

Die Kinder in unseren Großstädten wissen sehr genau, was angesagt ist. Während man sich früher von einer schwäbischen, fränkischen oder bairischen Artikulationsbasis aus in Richtung Schriftnähe bewegte, wenn es die Kommunikationssituation erforderte, vollzieht

die Jugend heute einen radikalen Sprachwechsel in Richtung Norddeutschland. „Leecht“ und „Dink“ gelten offensichtlich als besser als der schwäbische Diphthong in „Zejt“ und das bairische dunkle „å“ in „schlåfen“. Norddeutsch ist modern, cool; süddeutsche Klangfarbe ist out, wird vielleicht als nett, aber im Prinzip als inkompetent empfunden und ist nur ak-

Verkommen Dialekte zur bloßen Folklore? Lebkuchenherzen auf dem Münchner Oktoberfest 2011

Foto: Bayerischer Landesverein für Heimatpflege.

zeptiert, wenn man Weizenbier oder Kuckucksuhren verkauft oder beim Wintersport gerade auf dem Treppchen steht. Das ist Folklore. Wer ernst genommen werden will, tut gut daran, „sacht“ und „lecht“ zu sagen. Das Ganze ist jetzt etwas überspitzt und polemisch formuliert, trifft aber den Kern der Sache.

Generell fehlt dem Süden ein sprachliches Selbstbewusstsein. Da helfen auch die guten Umfragewerte für den bairischen Dialekt als derjenige, der am meisten sexy ist, nicht. Das Bairische ist in den Medien ein auf wenige Domänen eingeschränkter Funktionalstil geworden. In ähnlicher Situation sind die rheinischen Dialekte, deren Domänen vor allem im karnevalistischen Bereich liegen.

Das süddeutsche Minderwertigkeitsgefühl in Bezug auf die eigene Sprache ist in nichts anderem begründet als in der Tatsache, dass viele an die Überlegenheit der norddeutschen Aussprache glauben. Hannover ist nicht das Oxford Deutschlands. Es gibt kein linguistisch irgendwie begründbares „Besser“ und auch kein „Schlechter“ in diesem Bereich. Warum soll „Tach“ für „Tag“ wertvoller sein als ein rollendes vorderes „R“ in „Regen“ oder „Pferd“?

Einem Politiker, der überregional erfolgreich sein will, schadet eine regionale Färbung, die ins Fränkische, Schwäbische, Sächsische oder Pfälzische geht, zunächst wohl nicht. Bleibt der Erfolg einmal aus, dann wird sein Akzent dazu benutzt, ihn in die provinzielle Ecke zu stellen und ihn zum Dorftölpel zu machen. Die Verspottung des Dialekt sprechenden ungebildeten Bauern hat im Deutschen mindestens seit dem 18. Jahrhundert Tradition.

Sprache als Standortfaktor

Die richtige Sprache, eine angesehene Sprachform, eine Sprachform mit großer Reichweite bieten zu können, ist ein Standortvorteil. Goethe ist, frankfurterisch sprechend, nach Leipzig gegangen, um dort eine feinere Sprache zu lernen. Ausländische Universitäten wollen als deutsche Lektoren keinen, der südlich von Göttingen zu Hause ist, keinen aus Bayern, keinen aus Baden-Württemberg. Urteile, wie ich sie weiter oben aus einem Berufungsausschuss berichtet habe, können so nicht nur Baiern treffen, sondern auch Schwaben, Franken, Pfälzer und Sachsen.

Aber es gab schon immer Urteile und Vorurteile und Wertungen und Moden in Bezug auf verschiedene Sprachen. Was kann ein Mensch dafür, dass er als Kind einer Sprachvarietät ausgesetzt war, von der gerade angenommen wird, sie sei schöner und deren Sprecher wirkten kompetenter? Und was kann der andere dafür, dass er in eine Muttersprache hineingewachsen ist, die weniger angesehen ist, die als weniger kompetent gilt? Gar nichts kann er dafür! Genauso wie für die Hautfarbe. Aber im Kontext Hautfarbe nennt unsere Gesellschaft die Nachteile, die so eine Person zu erleiden hat, „Diskriminierung“.

Die Wirkung des Slogans

Und was macht die Stuttgarter Werbekampagne? Das viele Geld, das sie kostet, hilft mit, diesen Standortnachteil zu perpetuieren, in den Köpfen aller festzuzurren und damit dem Norden einen Standortvorteil zu verschaffen.

Die Bekanntheit des Slogans „Wir können alles. Außer Hochdeutsch.“, den die Meinungsforscher gemessen haben, gerät zum Bumerang; denn in je mehr Köpfen dieser Spruch steckt, desto mehr kann er wirken: Bei den Menschen im Norden sorgt er für Überlegenheit, im Süden verstärkt er das Problem, das Problem nicht nur der Schwaben, sondern auch der Sachsen und Baiern. Und die anfänglich 21 % der Bevölkerung in Baden-Württemberg, das sind immerhin ca. 2 Millionen Menschen, die den Spruch gar nicht so gut fanden, weil „sie sich vom Leitwort der Kampagne ange-

griffen gefühlt“[4] haben, die haben wahrscheinlich die feine Ironie des Slogans nicht erkannt, dafür haben sie aber sicher schon mal von außen gezeigt bekommen, was man von ihrer Sprache hält.

Die Werbeaktion für Baden-Württemberg bietet intellektuelles Vergnügen, ist witzig, gescheit und schafft Gesprächsstoff für ein gebildetes Publikum. Man erinnert sich an den Spruch, man wandelt ihn ab, er hat das Baden-Württemberg bekannter gemacht. Was in der Diskussion aber bisher unbeachtet geblieben ist, das sind die Kollateralschäden, die weiteren Wirkungen in den vielen Köpfen in Nord und Süd, die den zweiten Teil des Spruches wörtlich nehmen.

Immerhin: Die Baiern sprechen mehr als nur ihren eigenen Dialekt.

Jedem Lehrer sagt man, er dürfe nie etwas Falsches vorsagen, weil sich genau das in den Köpfen festsetzt, vor allem, wenn es mit Emotionen verbunden ist. Ein Flugzeugführer darf in Gefahrensituationen nie mit Wendungen wie „keine Angst, keine Sorge“ für Beruhigung sorgen wollen, denn diese Wörter lösen genau das aus, was sie verhindern sollen, nämlich Angst und Sorge. Warum soll das beim Slogan „Wir können alles. Außer Hochdeutsch.“ anders sein? Bei ironischen Äußerungen meint man etwas anderes, als man dem Wortsinne nach sagt. Darum geht Ironie auch so oft schief. Und auch bei einer Person, die die Ironie dieses Spruches versteht, wirkt der einfache Wortsinn des Satzes im Unterbewusstsein weiter. Und wie die Weltsicht von der Sprache beeinflusst wird, habe ich oben schon dargelegt.

Wenn man das alles so bedenkt, dann nützen alle die Preise nichts, die die Kampagne eingefahren hat, weil durch sie ein zwar historisch erklärbares, heute aber durch nichts mehr begründetes Fehlurteil verstärkt wird, das geeignet ist, Menschen mit einer bestimmten Muttersprache zu diskriminieren, ihr Selbstbewusstsein zu schwächen und sie damit um Lebenschancen zu bringen. Natürlich gibt es viele hier im Süden, die vor Selbstbewusstsein platzen, es gibt aber auch genügend, die mit diesem ihrem Handicap leidvolle Erfahrungen gemacht haben und die darunter leiden[5].

Das Beispiel Norwegen

Norwegen hat es da besser: Dort gibt es heute noch eine Lebendigkeit der Dialekte im ganzen Land und in allen Bevölkerungsschichten, so wie bei uns im 19. Jahrhundert. Und die Norweger verstehen sich auch. Und was ist die Ursache davon? Seit 1878 gibt es dort ein Gesetz, das es den Lehrern verbietet, ein Kind wegen seiner Muttersprache zu kritisieren.

Also: In der Schule gab es und gibt es in Norwegen bis heute keine Kritik an der Mündlichkeit, es gibt eine Achtung vor allen mündlichen Sprachformen, sie werden als gleichwertig betrachtet, kritisiert werden darf aber sehr wohl das, was das Kind schriftlich produziert. Folge: Man lässt jedem Kind seine Muttersprache, jedem Menschen sein Recht auf die eigene Sprache, man nimmt ihm nicht einen Teil seiner Heimat.

Zwischenfazit

In Deutschland werden Menschen wegen der Form ihrer deutschen Muttersprache benachteiligt, diskriminiert. Hier gilt es, den Forderungen des Grundgesetzes Anspruch zu verleihen, hier kann man einhaken und sich öffentlich Gehör verschaffen. Wichtig ist, dass das als Diskriminierung erkannt, auch so genannt und dann genauso behandelt wird wie die anderen Formen von Diskriminierung, die es in unserer Gesellschaft so gibt und um die sich Politik und Öffentlichkeit kümmern. Die Diskriminierung der Sprache des Südens muss zum Thema gemacht, muss ernst genommen und nicht wie bisher als harmlose Kuriosität abgetan werden.

„Diskriminierung“ ist das Stichwort, das uns weiterhelfen kann: Mit diesem Schlagwort können wir auf die Hilfe der Medien hoffen. Sie finden dieses Thema bei der Benachteiligung von Menschen wegen ihres Geschlechtes, wegen ihrer Hautfarbe, wegen ihres Migrationshintergrundes interessant, aber bisher kaum beim Thema Dialekt bzw. Regionalakzent.

Wir müssen das Selbstbewusstsein des Südens stärken – und hier meine ich nicht nur Bayern und Baden-Württemberg, sondern auch die Schweiz und Österreich, Sachsen und Thüringen, Rheinland-Pfalz und Hessen, die alle mehr oder weniger das gleiche Pro-

blem haben. Wir müssen dafür sorgen, dass der Süden mehr sprachliches Selbstbewusstsein erhält, dabei vor allem die Jugend. Und sprachliches Selbstbewusstsein soll nicht nur gezeigt werden, wenn man auf dem Oktoberfest in der Lederhose und im Dirndl auftritt.

Wir müssen bewusst machen, was jeder eigentlich täglich sehen könnte, dass der norddeutsche Regionalakzent keineswegs das reine Hochdeutsch ist („tach", für „Tag" – drei Buchstaben, im landläufigen Sinne zwei Aussprachefehler, ich habs oben schon mal gesagt), sondern genauso eine Varietät der Standardsprache wie die verschiedenen Sprachfärbungen der Süddeutschen. So lange ein norddeutscher Akzent auch vom Süden als akzentfrei betrachtet wird (das ist ein Widerspruch in sich), so lange werden Menschen wegen ihrer Muttersprache Nachteile erleiden, diskriminiert werden.

Noch ein Fazit

Und jetzt komme ich zur Fragestellung im Titel dieses Aufsatzes zurück. Zum Diskriminierungspotential des Slogans wurde schon einiges gesagt. Und dass er im Sinne der Werbewirtschaft, die nur die Bekanntheit misst und nicht die Wirkung einer Kampagne, auch außergewöhnlich erfolgreich war, ich nenne das jetzt einmal „genial". Aber ob er den Menschen, die ihn bezahlt haben, also den Einwohnern Baden-Württembergs genützt hat, das bezweifle ich. Die 10-jährige Werbeaktion hat ein durch nichts berechtigtes Vorurteil verfestigt, sie hat ein geflügeltes Wort geschaffen, das dieses Vorurteil leicht und kurz ausdrückbar, für jeden verfügbar macht, es in den Köpfen vertieft, quasi auf Regierungsebene ganz offiziell bestätigt. Ich nenne das „ein Eigentor schießen".

Was nun? Was tun?

Wie könnte man die hier aufgezeigten Diskriminierungsmechanismen beseitigen oder mildern? Die Voraussetzungen dafür sind günstig, weil das Vorurteil wirklich ein Vorurteil und durch kein Faktum zu begründen ist. Es ist nur Aufklärung vonnöten.

Folgende Maßnahmen wären der Sache dienlich:

1. Am Anfang müssen die Universitätsgermanisten von den hier dargestellten Fakten überzeugt werden, müssen sie als Thema begreifen. Selbst bei vielen von ihnen herrscht noch die Auffassung, dass es der Norden besser kann.

2. Die Basis des Ganzen: In der Ausbildung der Erzieherinnen und Erzieher und Lehrkräfte müssen die sprachhistorischen und sprachwissenschaftlichen Fakten für die Grundlosigkeit des südlichen Unterlegenheitsgefühls allen Lehramtsstudierenden nahe gebracht werden. Es muss ihnen bewusst gemacht werden, wie diese Auffassung historisch entstanden ist, dass ihr heute jegliche reale Grundlage fehlt und dass es keine wissenschaftlich fundierten Gründe gibt, verschiedene Ausspracheformen als höher- oder geringerwertig zu betrachten.

3. Die zukünftigen Lehrkräfte aller Schulzweige und Klassenstufen genauso wie die Erzieherinnen und Erzieher in den Kindergärten müssen lernen, wie sprachliche Diskriminierung funktioniert, wo sie vorliegt und wie ihr zu begegnen ist. Dazu sind an den Universitäten Anreize zu setzen für die Lehre und für Forschungsarbeiten und -projekte zu den Formen und Mechanismen solcher Diskriminierung und ihrer historischen Entstehung. Der Ansatz über die Erzieherinnen und Erzieher sowie die Lehrkräfte ist notwendig, weil Vorurteile und Minderwertigkeitsgefühle früh entstehen und später nur noch schwer aus den Köpfen zu entfernen sind. Dass darüber auch auf breiter Basis geforscht wird, verstärkt die Glaubwürdigkeit des Ansatzes und hält ihn in der Diskussion. Das wäre eine genuine Aufgabe für die an fast allen süddeutschen Universitäten vorhandenen Professuren für Varietätenlinguistik. Sie sollten durch Forschungsprogramme dafür gewonnen werden. Es sind keine neuen Stellen nötig.

4. Nicht nur in der Lehrerausbildung sollen die hier referierten Inhalte vermittelt, auch in der Lehrerfortbildung sollen sie in allen Fächern, allen Klassenstufen und allen Schularten zum Thema werden. Denn nur Inhalte, die begründet sind und von denen man überzeugt ist, kann man wirkungsvoll an die junge Generation vermitteln. Das tief sitzende Vorurteil von der Minderwertigkeit einzelner Varietäten im deutschen Sprachraum kann nur durch gemeinsame Anstrengungen aller Betroffenen überwunden werden.

5. Alle mit dem Gebrauch der Mundart zusammenhängenden Themen müssen auch zum Gegenstand des Unterrichts gemacht werden – beginnend in der Grundschule. Wenn Lehrkräfte diese Themen unterrichten müssen, dann dringen diese tiefer in ihr Bewusstsein ein, die gut gemeinten „Verbesserungen" werden eher als Diskriminierung erkannt und damit eher vermieden.

6. Man muss – und das scheint mir sehr wichtig – die Sache auch durch gesetzgeberische und verwaltungsmäßige Vorgaben fördern. Man sollte nach norwegischem Vorbild per Gesetz verbieten, ein Kind wegen seiner gesprochenen Muttersprache zu tadeln, zu kritisieren. So eine Initiative würde schon durch die entstehende Diskussion das Problem ins Bewusstsein der Bevölkerung rücken und dazu beitragen, die Ideologie von der sprachlichen Überlegenheit des Nordens in Frage zu stellen.

Ich habe hier Vorschläge gemacht. Und das Erstaunliche ist, dass sie nicht einmal viel kosten. Nur einen Bruchteil dessen, was das Land Baden-Württemberg dafür ausgegeben hat, sein sprachliches Prestige zu ruinieren.

Anmerkungen

[1] Sendung bei: <www.youtube.com/watch?v=pthd9OaZOlM> (aufgerufen am 20.06.2013)

[2] So geschehen auf der IDS-Jahrestagung 2013 beim Vortrag von Jürgen Erich Schmidt, als dieser eine sächsische Dialektsequenz zu Gehör brachte.

[3] Das Wort „Dialekt“ hat in den letzten Jahrzehnten beim Nicht-Sprachwissenschaftler seine Bedeutung verändert. Je weniger Menschen mit den genuinen Basisdialekten in Berührung kommen, desto eher bezeichnen sie die landschaftlichen Färbungen der Standardsprache schon als Dialekt.

[4] Das konnte man am 21.09.2002 in der Schwäbischen Zeitung in einem Artikel mit der Überschrift „Hochdeutsch Schwache fallen auf“ so lesen.

[5] Sonst bräuchte es keine Ariane Willikonsky, die in Stuttgart den Einheimischen für Geld ihre schwäbische Färbung austreibt und ihnen „Hochdeutsch“, das heißt einen norddeutschen Akzent, beizubringen sucht. Vgl. hierzu <www.foninstitut.de> (aufgerufen am 20.06.2013).

Literatur

Bulletin der Bundesregierung (2008): Nr. 96-1 vom 23. September 2008, S. 6.

König, Werner ([11]2005): dtv-Atlas Deutsche Sprache. Mit 155 Abbildungsseiten in Farbe. Graphiker: Hans-Joachim Paul. München: dtv.

KBSA = König, Werner / Renn, Manfred (Hg.) ([2]2006): Kleiner bayerischer Sprachatlas. München: dtv.

Maitz, Péter / Elspaß, Stephan (2011): Zur sozialen und sprachpolitischen Verantwortung der Variationslinguistik. In: Glaser, Elvira / Schmidt, Jürgen Erich / Frey, Natascha (Hg.): Dynamik des Dialekts. Wandel und Variation. Akten des 3. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD). Stuttgart: Steiner (ZDL Beihefte 144), S. 221-240.

von Suttner, Bertha (1889): Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Sigrid und Helmut Bock. Berlin, Verlag der Nation, 1990, S. 110 [Erstausgabe des Romans 1889].

[Dies ist eine bearbeitete Fassung des Aufsatzes, der zuerst in „Schönere Heimat“ 3/2011 erschienen ist, dort S. 188-198.]

Der Autor war bis 2008 außerplanmäßiger Professor für Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Augsburg.

AKTUELLES

18. Arbeitstagung zur Gesprächsforschung 2014

Recipient design / Adressatenzuschnitt

IDS Mannheim, 26.-28. März 2014

Die alljährlich am IDS veranstaltete Arbeitstagung zur Gesprächsforschung steht dieses Mal unter dem Rahmenthema „*recipient design* / Adressatenzuschnitt“. Ziel der Arbeitstagung ist es, sprachlich-kommunikative und multimodale Praktiken sowie Dimensionen und Aufgaben von *recipient design* zu beleuchten, *recipient design* in Mehrpersonen-Interaktionen zu untersuchen und den Bezug von *recipient design* zu anderen diskursanalytischen Konzepten zu diskutieren.

Organisatoren der Tagung sind Arnulf Deppermann und Thomas Spranz-Fogasy.

Vortragende sind unter anderem Ruth Ayass, Kerstin Fischer, Wolfgang Imo, Lorenza Mondada und Reinhold Schmitt.

Informationen zur Tagung und Anmeldung unter: <www.gespraechsforschung.de/tagung.htm>

Not macht erfinderisch

von Gisela Zifonun

Im Grimmschen Wörterbuch (DWB, Online-Ausgabe) heißt es zu dem Verb *denken*: „das gedachte kann auf vielfache weise ausgedrückt werden, in einem andern satz, durch einen mit dasz oder wie verbundenen abhängigen satz.“ Auch mit dem Akkusativ kommt es, so das DWB, schon bei Otfried einige Male, bei Tatian einmal vor: Das Gedachte wird dann nur pronominal bzw. (pronominal)adjektivisch umrissen, auch heute noch: Wir denken dies und das, Folgendes, Verschiedenes, alles oder nichts, das Schlimmste usw. In der Mitte des 18. Jhs. erscheint das Substantiv und sogar das persönliche Pronomen in dieser Konstruktion, und es kommen neben den schönen inneren Objekten („erhabene Gedanken denken“) vor allem bei Klopstock so steile Konstruktionen vor wie „wie erhebt sich das herz, wenn es dich, unendlicher, denket“ oder „er dachte die zukunft und den vergang voll seelenangst“. Wir Prosaiker des 21. Jahrhunderts dagegen denken (in der Regel) niemanden, keine Person, keine Institution, kein Ereignis, allenfalls denken wir an solches. Anders jedoch Christian Lindner: „Die FDP“, so sagt er noch am Wahlabend nach dem Debakel für seine Partei, muss „ab morgen neu gedacht werden“. Nach dem Einmaleins der Grammatik hat er also das aktivische *denken* mit akkusativischem *FDP* in ein passivisches *denken* mit *FDP* als Subjekt transformiert. Natürlich gibt hier das Adjektiv *neu* semantisch den Ausschlag. Was neu gedacht wird, ist kein affiziertes Objekt, kein Thema, kein Patiens des Denkens, sondern ein effiziertes Objekt, ein Erschaffenes, ein Phönix aus der Asche. Wir kennen das von dem Präfixverb *erdenken* oder dem Partikelverb *ausdenken*. Allerdings: das Erdachte ist in der Regel pure Fiktion, das Ausgedachte gar meist erlogen, bestenfalls gut zusammengereimt. Das neu Gedachte dagegen kommt seriös daher: Die FDP geht in sich, denkt nach und erschafft durch Denken die Partei neu. Damit hängt sich Lindner an einen Trend an, den man schon bei dem Verb *erfinden* beobachten kann. Alle möglichen Leute (von mehr oder weniger großem öffentlichem Interesse) haben sich in jüngster Zeit, laut massenmedialer Berichterstattung, neu erfunden. Auch da wurde unter der Hand die erwartbare Selektionsrestriktion für das Akkusativobjekt unterlaufen: Kein energiesparender Motortyp, kein neuer Flaschenverschluss wurde erfunden, sondern eine Person, eine Showgröße hat sich neu erfunden. Erfindungen allerdings passen nicht immer ins Geschäft, schon gar nicht ins politische, neues Denken schon. So erstaunt nicht, dass Lindner – wenn auch von der Valenzlexikografie noch nicht beachtet – an Vorbilder anknüpfen kann: Die DeReKo-Recherche fördert allerhand Sloganartiges aus Bildungsforschung, Betriebswirtschaftlichem und sogar Religiösem zutage: „Die Mathematik diente dem Projekt ‚Lernen neu gedacht‘ als Tool, um Schüler stärker zu motivieren und ihnen mehr Eigenverantwortung zu übertragen“ (Niederösterreichische Nachrichten, 12.04.2012); „Zum siebten Mal treffen sich namhafte Referenten und Interessenten unter dem Motto ‚Unternehmenskommunikation neu gedacht‘“ (Mannheimer Morgen, 28.03.2012); „Glaube muss laut Benedikt neu gedacht und gelebt werden“ (Rhein-Zeitung, 24.09.2011).

Ein Schelm, wer Böses dabei denkt.

Die Autorin war Leiterin der Abteilung Grammatik am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim.

Er besteht auf seinem Recht oder *auf sein Recht* – Dativ oder Akkusativ nach verbbestimmten Präpositionen

(aus „Grammatik in Fragen und Antworten“)

von Bruno Strecker

Für eilige Leser ist die Frage im Titel schnell zu beantworten: Sie können die eine oder die andere Form wählen. Zwar kommen Formen vom Typ *auf seinem Recht bestehen* (Dativ/Wemfall) wesentlich häufiger vor als solche vom Typ *auf sein Recht bestehen* (Akkusativ/Wenfall), doch trifft man auch auf Akkusativformen so häufig, dass diese als unkorrekt zu werten unbegründet ist, zumal keine verbindliche Norm besteht.

Doch dies gilt so nur für *auf* in Verbindung mit *bestehen* sowie *beharren* und *insistieren*, also Verben mit ähnlicher Bedeutung. Will man die exemplarisch gemeinte Frage grundsätzlich beantworten, muss man weiter ausholen.

Präpositionalphrasen als Präpositivkomplemente

Phrasen wie *auf seinem Recht*, *auf sein Recht*, *in die Stadt*, *hinter dem Haus* werden als Präpositionalphrasen bezeichnet. Solche Phrasen können im Satz in verschiedenen Funktionen auftreten. Hier ist vor allem ihre Verwendung als Präpositivkomplement von Interesse. Das hört sich sehr technisch und kompliziert an, meint jedoch durchaus alltägliche Erscheinungen wie die in diesen Sätzen markierten Ausdrucksfolgen:

> Er sah mich mitleidig an und antwortete: „Ich halte ihn **für einen Musiker, einen sehr, sehr großen Musiker**.“
>
> [die tageszeitung, 17.09.1990, S. 15-16]

> Die Spende setzt sich zusammen **aus dem Erlös der Tombola bei der Drömlingmesse, für die das DRK die Lose verkaufte und die Gewinne ausgab, sowie einem Zuschlag, mit dem der Verkehrsverein die Summe aufstockte**.
>
> [Braunschweiger Zeitung, 13.11.2007]

> Letztlich haben sich die Sorgen aber als unbegründet erwiesen. Denn die Tochter kommt ganz **nach dem Vater**: Als Maturaarbeit am Lehrerseminar in Kreuzlingen baute sie eine Solaranlage aufs Dach der Schule.
>
> [St. Galler Tagblatt, 02.07.2011, S. 31]

Bei Präpositionen wie *aus*, *nach*, *für* ergeben sich dabei keine speziellen Schwierigkeiten. Man muss, wie bei jeder Verwendungsweise dieser Präpositionen, einfach wissen, welcher Kasus zu folgen hat. Doch bei den Präpositionen *in*, *auf* und *an*, auf die grundsätzlich zwei verschiedene Kasus folgen können, ist auch das Verb in Rechnung zu stellen, zu dem die Präpositionalphrase als Präpositivkomplement tritt:

> Ich **dachte an den Preis des Flugtickets und an meinen Auftrag**, und ich fühlte mich falsch.
>
> [Berliner Zeitung, 16.09.2000, S. 3]

> Daß der Branchenriese den Miniaturisierungsrekord knapp verfehlte, **lag** einzig und allein **an dem seitlich auschwenkbaren Flüssigkristall-Bildschirm des Geräts**.
>
> [Frankfurter Allgemeine Zeitung, 04.11.1997]

> „Stellen Sie sich vor, sie verlieren durch eine Operation ihre Brust, dieser Schock, ich **versetzte mich in die Lage der Patientin** und baue eine Vertrauensbasis auf“, erzählt Gabriele Schmidl.
>
> [Kleine Zeitung, 05.07.1998]

> Die agile Seniorin **achtet** sehr **auf ihre Gesundheit**.
>
> [Rhein Zeitung 06.05.2009]

Welcher Kasus bei Präpositivkomplementen?

Ob auf *in*, *an* oder *auf* eine Nominalphrase im Dativ oder im Akkusativ zu folgen hat, hängt bei freier Verwendung solcher Phrasen als sogenannte Supplemente (auch: freie Angaben) oder als Adverbialkomplemente allein davon ab, ob damit ein Ort oder eine Richtung angegeben werden soll. Handelt es sich um eine Ortsangabe, ist stets die Dativform zu wählen:

> Petra sitzt **im Schatten eines Baumes**.
>
> Die Kugeln hängen **an dem Baum**.
>
> Der Wellensittich sitzt **auf einem Baum**.

Bei Richtungsangaben ist hingegen der Akkusativ zu wählen:

Der Wanderer legte sich **in den Schatten eines Baumes**.

Der Gast hängt seinen Mantel **an den Kleiderhaken**.

Mit letzter Kraft steigen sie **auf den Berg**.

Bei Präpositivkomplementen greift diese inhaltsbezogene Unterscheidung nicht in vollem Umfang. Die Wahl des Kasus wird hier vom Verb mitbestimmt – mitbestimmt, weil immer nur infrage kommt, was grundsätzlich bei der gegebenen Präposition möglich ist. Soweit das jeweilige Verb zur Charakterisierung von Zuständen oder Ereignissen dient, die als ortsgebunden oder aber auf ein Ziel ausgerichtet verstanden werden können, führt die Kooperation von Verb und Präposition zu klaren Ergebnissen. So können zwar auf *an* in Verbindung mit *schreiben* sowohl Dativ- wie Akkusativformen folgen, doch die Zuordnung erfolgt stets so wie bei diesen Beispielen:

Dativ bei Angabe eines bearbeiteten Objekts:

Er schreibt **an einem der zentralen Artikel**.

[Zürcher Tagesanzeiger, 01.09.1997, S. 13]

Dann traf ich Gehrig: Er schrieb **an seiner Vita**.

[Victor Klemperer, Zeugnis ablegen [Tagebücher 1941], 1995, Bd. 1, S. 570]

Aglaya Veteranyi von der «Wortpumpe» schreibt **an ihrem ersten Roman**.

[St. Galler Tagblatt, 11.11.1997]

Akkusativ bei Adressaten:

Von wegen Kinderkram: Immer mehr Erwachsene schreiben **an den Weihnachtsmann**.

[Braunschweiger Zeitung, 23.12.2009]

Sie schreiben **an ihre befreundeten Abgeordneten** über E-Mail-Verteiler oder suchen das Gespräch.

[die tageszeitung, 28.01.2011, S. 03]

Wer sich für einen der Berufe interessiert, erhält mehr Informationen unter der Telefonnummer 88 75 50 50 oder schreibt **an Trainico, Flughafen Schönefeld, 12521 Berlin**.

[Berliner Zeitung, 24.03.1999, S. 18]

Recht eindeutig gelingt die Zuordnung etwa auch bei *beruhen auf* (Dativ), *sich berufen auf* (Akkusativ), *warten auf* (Akkusativ), *enden in* (Dativ) oder *umwandeln in* (Akkusativ):

Von der Antike bis ins 18. Jahrhundert war Freundschaft eine Sache unter Männern und beruhte **auf ständischen Prinzipien**.

[die tageszeitung, 07.02.2011, S. 16]

Zu *beruhen auf* fanden sich bei einer Suche in den Korpora des Instituts für Deutsche Sprache am 29.6.2012 unter 17.436 Fundstellen 14.876 Belege für Dativformen neben 2553 unbestimmbaren Formen gerade mal 7 Akkusativformen, bei denen es sich vermutlich um simple Schreibfehler – *n* statt *m* – handeln dürfte, wie etwa bei diesem Beleg:

Das Gesetz beruht auf **einen** alten Entwurf aus Zeiten der rot-grünen Bundesregierung; lediglich die Verrechnung des Kindergeldes beim Unterhalt sei geändert worden.

[dpa, 05.04.2006]

Zu *sich berufen auf* fand sich bei einer Suche am 28.6.2012 unter insgesamt 13.528 Treffern kein einziger Beleg für eine nachfolgende Dativform.

Er berief sich **auf „geheime Quellen“ seiner Organisation**.

[Frankfurter Rundschau, 20.03.1997, S. 2]

Zu *warten auf* fanden sich bei einer Suche am 29.6.2012 zwar durchaus auch Dativformen, doch handelte es sich dabei durchweg um Ortsangaben wie etwa bei diesem Beleg:

Freundin Viola wartete **auf dem Parkplatz**.

[Die Zeit, 21.03.2001, S. 7]

Für *enden in* (Dativ) und *umwandeln in* (Akkusativ) lassen sich ebenfalls recht eindeutig Beispiele zuordnen:

Eine Demonstration am Mittwochabend endete **in gewalttätigen Ausschreitungen**, Kleingruppen zogen randalierend durch die Stadt.

[die tageszeitung, 04.02.2011, S. 21]

Statt Urwald nahm er den Großstadtdschungel, den Wilden Westen modelte er zum Börsenabenteuer, die skandinavischen Seen mutierten zum Springbrunnen, den Esprit der flotten Lotte versuchte er durch einen harten, aber glücklichen Arbeitstag zu ersetzen, die Minderheitenfeindlichkeit wandelte er um **in generösen Artenschutz**, multikulturelle Atmosphäre wurde zu klassenübergreifender Freundschaft, und den Gedanken der »happy few« wollte er in den Feierabend hinüberretten.

[die tageszeitung, 18.10.1990, S. 24]

Doch nicht immer fällt die Deutung als ortsgebunden oder zielgerichtet eindeutig aus. Bei *bestehen auf*, *beharren auf* und *insistieren auf* lassen sich Gesichts-

punkte finden, die für beides sprechen könnten, dafür

- dass, wer auf etwas besteht, beharrt oder insistiert, sich nicht von der Stelle bewegt – deshalb Dativ
- dass, wer auf etwas besteht, beharrt oder insistiert, darauf hinaus will, dass bestimmte Entwicklungen eintreten oder auch nicht eintreten – deshalb Akkusativ

Wie sich der Sprachgebrauch erheben lässt

Schon eine erste informelle, nicht repräsentative Umfrage unter Bekannten und Freunden ließ erkennen, wie es dabei um die Sicherheit im Sprachgebrauch bestellt sein dürfte: Zwar glaubte jede und jeder Befragte auf Anhieb zu wissen, welche Form denn nun korrekt sei, doch bereits einfacher Widerspruch („Sollte man nicht eher so sagen?“) brachte die meisten dazu, an ihrem eigenen Sprachgebrauch zu zweifeln. Will man herausfinden, was denn nun als allgemeiner Sprachgebrauch betrachtet werden könnte, helfen nur Recherchen in möglichst großen Textsammlungen weiter. Weitaus die größte Menge an Texten wäre sicher im Internet zu finden, doch derzeit kann – ohne privilegierten Zugang – darauf nicht in geeigneter Weise zugegriffen werden. Immer noch beachtlich ist die Datenbasis, die das DeReKo (Deutsches Referenzkorpus) bietet. Suchen mit dem Recherchesystem COSMAS 2 (am 24.6.2012) und nachgeordneter Auswertung der Fundstellen mittels regulärer Ausdrücke führten für

Kasusformen	besteh* auf	beharr* auf	insistier* auf
insgesamt	11.155	10.343	412
einschlägig	8272	10285	311
Dativ	5411 (65,4%)	7317 (71,1%)	190 (61,1%)
Akkusativ	784 (9,5%)	415 (4,0%)	76 (24,4)
unbestimmbar	2077 (25,1%)	2553 (24,9%)	45 (14,5%)

bestehen auf, *beharren auf* und *insistieren auf* zu diesen Ergebnissen:

Gesucht wurde dabei ausschließlich nach Wortfolgen, bei denen auf die verschiedenen Verbformen von *bestehen*, *beharren* und *insistieren* unmittelbar *auf* folgte. Als unbestimmbar wurden alle Formen gewertet, die nicht eindeutig als Dativ- oder Akkusativformen zu erkennen sind.

Auf Wortfolgen des Typs „**bestand** die damalige Bremer Stadtverwaltung **auf** Einhaltung [...]“ musste verzichtet werden, da diese mit vertretbarem Aufwand nicht auszuwerten gewesen wären. Stichproben lassen jedoch vermuten, dass sich dabei keine signifikant andere Verteilung von Dativ- und Akkusativformen ergeben hätte.

Nicht auszuschließen ist auch, dass man zu etwas anderen Ergebnissen käme, wenn man auch Sätze berücksichtigte, bei denen die Verbform der Präposition folgt, also etwa „..., dass er **auf** sein/seinem Recht **bestehe**“. Doch auch solche Konstruktionen wären nur mit extrem hohem Aufwand auszuwerten, da hierbei in Rechnung zu stellen wäre, dass zwischen dem *auf* des Präpositivkomplements und dem Verb mehrere Wörter auftreten können, was wiederum zur Folge hätte, dass man Unmengen nicht einschlägiger Fundstellen erhielte, etwa alle Textpassagen, bei denen auf das einleitende *auf* im Abstand von vier, fünf Wörtern eine Verbform von *bestehen* folgt, also etwa Passagen wie „Das alte Haus **auf** der kleinen Insel **bestand** ganz aus Lehm oder Sie atmete **auf**, als sie die Prüfung **bestanden hatte**.“

Die Verteilung Dativ/Akkusativ scheint über die letzten Jahrhunderte recht stabil gewesen zu sein. Eine Recherche in historischen literarischen Texten von Luther bis Tucholsky ergab unter 116 Fundstellen sieben Fälle von Akkusativ – überwiegend aus der Zeit Ende des 18. bis Mitte des 19. Jahrhunderts.

Eine Tendenz zum Gebrauch von Dativformen ist unverkennbar, doch treten zu häufig auch Akkusativformen auf, als dass man diese als simple Schreibfehler abtun könnte.

Dass es gerade bei *bestehen auf*, *beharren auf* und *insistieren auf* zu keiner eindeutigen Konvention bei der Wahl des Kasus kam, ist wohl darauf zurückzuführen, dass manche Sprecher/Schreiber hier eher einen lokalen Aspekt sehen, andere wiederum eher einen direktionalen Aspekt. Da die Dinge, auf die man oder auf denen man besteht, beharrt oder insistiert, grundsätzlich von verschiedener Art sein können, ist durchaus damit zu rechnen, dass mancher Sprecher/Schreiber sogar von Fall zu Fall eine andere Wahl treffen könnte, etwa so: „Ich bestehe auf **meinem** Recht“, denn mein Recht ist etwas, das ich hier und jetzt habe, doch „ich bestehe auf **baldige** Erledigung der Aufgaben“, denn diese liegt ja noch in der Zukunft.

Man könnte vermuten, dass sich die beobachteten Unterschiede bei der Wahl des Kasus systematisch auf Überlegungen dieser Art zurückführen lassen, doch diese Vermutung bestätigt sich nicht, wenn man die Ergebnisse der Korpusrecherchen daraufhin auswertet. Festgehalten werden kann nur, dass unterschiedliche

sachbezogene Einschätzungen die Ausbildung einer stabilen, einheitlichen Konvention behindern. Insofern ist denn auch die Frage, ob man sagen sollte, „ich bestehe auf meinem Recht“ oder „auf mein Recht“, anders zu verstehen als die Frage, ob es heißt „wegen des Regens“ oder „wegen dem Regen“. Während es sich bei *wegen* um – überwiegend groß-regionale – Varianten ohne Unterschied in deren Bedeutungen handelt, sind bei *bestehen auf* mit Dativ versus *bestehen auf* mit Akkusativ zum einen signifikante regionale Unterschiede im Gebrauch nicht zu erkennen, zum anderen bleiben die Überlegungen, die zur Wahl des einen oder des anderen Kasus führen können, dauerhaft wirksam. Spätestens, wenn man auf eine Form gestoßen ist, die vom eigenen, noch unbedachten Sprachgebrauch abweicht, wird man sich fragen, welcher Kasus denn nun korrekterweise zu wählen sei, und man wird keine eindeutige Antwort darauf finden.

Der Autor war wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim.

PRESSEMELDUNG

Humboldtstipendiatinnen forschen am Institut für Deutsche Sprache

Mit einem Humboldt-Forschungsstipendium für erfahrene Wissenschaftler und Postdoktoranden arbeiten die Linguistinnen Prof. Dr. María José Domínguez Vázquez, Dr. Miriam Ravetto und Dr. Krisztina Molnár als Gastwissenschaftlerinnen am Institut für Deutsche Sprache (IDS) in Mannheim. Ihre Projekte im Bereich der kontrastiven Grammatikforschung versprechen Erkenntniszuwachs für die Grammatiken der Einzelsprachen und die Fremd- und Zweitsprachendidaktik. Erste Ergebnisse haben die Wissenschaftlerinnen dieses Jahr am Institut für Deutsche Sprache im Rahmen des neuen „Internationalen Gästeforums“ vorgestellt.

Mit dem Humboldt-Forschungsstipendium für erfahrene Wissenschaftler und Postdoktoranden haben Forscherinnen und Forscher die Möglichkeit, ein selbst gewähltes langfristiges Forschungsvorhaben in Kooperation mit einem selbst gewählten wissenschaftlichen Gastgeber an einer Forschungseinrichtung in Deutschland durchzuführen. Ein solches Humboldt-Forschungsstipendium für erfahrene Wissenschaftler haben auch María José Domínguez Vázquez und Miriam Ravetto erhalten. Krisztina Molnár wird derzeit mit einem Humboldt-Forschungsstipendium für Postdoktoranden gefördert. Während María José Domínguez Vázquez und Krisztina Molnár seit einem Jahr am Institut für Deutsche Sprache forschen und im Rahmen des Internationalen Gästeforums erste Ergebnisse ihrer Arbeiten vorgestellt haben, arbeitet Miriam Ravetto seit April 2013 am IDS an ihrem Forschungsprojekt.

Für die aktuellen Studien von Domínguez Vázquez und Molnár ist der Direktor des IDS, Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Ludwig M. Eichinger, wissenschaftlicher Gastgeber:

> Internationale wissenschaftliche Kooperationen unterstütze ich außerordentlich gern. Wir brauchen einen lebendigen Austausch, um die eigene Sprache und fremde Sprachen noch besser zu verstehen. In diesem Sinne haben wir Anfang des Jahres auch das Internationale Gästeforum geschaffen, wo dieser Austausch intensiviert werden kann.

Die Wissenschaftlerinnen kommen seit Jahren regelmäßig ans IDS. „Das IDS ist ein Stück Forschungsheimat für mich, ich komme seit 15 Jahren regelmäßig hierher“, erzählt María José Domínguez Vázquez,

„meine wichtigsten Publikationen sind in dieser hervorragenden und familiären Bibliothek des IDS und in Kooperation mit IDS-Kollegen entstanden. Hier sein zu können, bedeutet für mich produktives Arbeiten in vertrauter Atmosphäre.“

María José Domínguez Vázquez ist Professorin für Germanistische Linguistik an der Universität Santiago de Compostela (Spanien). In ihrem aktuellen Forschungsprojekt am IDS geht sie Überlegungen zu einer deutsch-spanischen valenzbasierten Syntax nach:

> Meine Untersuchung geht von der Annahme aus, dass Spanisch- und Deutschsprechende gleiche Sachverhalte oder Situationen nicht unbedingt auf gleiche Weise wahrnehmen und für diese dementsprechend unterschiedliche Ausdrücke verwenden: Nehmen Sie das Verb *sitzen*, das im Deutschen viele Verwendungsarten kennt, im Spanischen allerdings keine Entsprechung aufweist. Im Deutschen sagt man beispielsweise „Ich sitze auf dem Stuhl“, wohingegen man im Spanischen sagt „Estoy sentado en la silla“ (*Ich bin sitzend auf dem Stuhl). Man muss wissen, mit welchen Nebenbedeutungen die hervorgebrachten Ausdrücke einhergehen. Meine kontrastiv valenzbasierte Untersuchung berücksichtigt dafür syntaktische, grammatische, semantische und pragmatische Phänomene.

Krisztina Molnár arbeitet als Oberassistentin am Lehrstuhl für Germanistische Linguistik der Universität Pécs (Ungarn). Im Rahmen ihres Habilitationsprojekts untersucht sie derzeit am IDS Infinitivkonstruktionen als Objekte im Deutschen, Italienischen und Ungarischen. Dazu meint Molnár:

> Diese Konstruktionen umfassen zwei Konstruktionstypen: Erstens die sog. AcI-Konstruktionen (Akkusativ mit Infinitiv): „Ich sehe den Mann kommen“, zweitens die Objektsinfinitive (*zu*+Infinitiv): „Ich verspreche dir, pünktlich zu kommen.“ Ich berücksichtige Parameter, die in den einschlägigen – zumeist einzelsprachlichen – Arbeiten noch nicht oder bisher lediglich am Rande behandelt werden. Zum Beispiel können in AcI-Konstruktionen im Deutschen und im Ungarischen nur Personen und Lebewesen und eventuell metonymisch verwendete Ausdrücke Subjekt von Wahrnehmungsverben wie *sehen* oder *hören* sein. Im Italienischen besteht eine solche Einschränkung nicht. Man könnte im Italienischen beispielsweise auch sagen: „I pomodori [...] vedono ridurre la stessa vitamina del 20 per cento.“ (*Die Tomaten […] sehen den Vitamingehalt um 20 Prozent sinken).

Miriam Ravetto, Universitätsdozentin und Forscherin für deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Vercelli (Italien), promovierte 2006 zum Thema „Le ‘false relative’ in tedesco. Studio diacronico, sincronico e contrastive” („Die ‘falschen Relativsätze’ im Deutschen zwischen Diachronie und Synchronie“). Sie kooperiert im Rahmen ihres von der Humboldt-Stiftung geförderten Forschungsvorhabens mit der Abteilung Grammatik des IDS. „Das Kooperationsprojekt zur vergleichenden Syntax Deutsch-Italienisch mit dem Schwerpunkt Konnektoren und Satzverknüpfungen ordnet sich in eine Kooperationsbeziehung ein, die seit 2009 besteht und in deren Rahmen weitere Aufenthalte geplant sind“, erklärt Prof. Dr. Hardarik Blühdorn, Ravettos wissenschaftlicher Gastgeber und Kooperationspartner am IDS.

Die Alexander von Humboldt-Stiftung

Jährlich ermöglicht die Humboldt-Stiftung über 2.000 Forschern aus aller Welt einen wissenschaftlichen Aufenthalt in Deutschland. Die Stiftung pflegt ein Netzwerk von weltweit mehr als 26.000 Humboldtianern aller Fachgebiete in über 130 Ländern – unter ihnen 49 Nobelpreisträger.

Wir möchten Sie auf folgende Kooperation des IDS mit der Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main und dem Linguistik-Server Essen (LinseLinks) aufmerksam machen:

www.linguistik.de

Lin|gu|is|tik
PORTAL FÜR SPRACHWISSENSCHAFT

Profil

Sprachwissenschaft, das ist Vielfalt. Wir sammeln wissenschaftliche und linguistisch interessante Ressourcen aus rund 30 **Fachgebieten** der diachronen und synchronen Sprachwissenschaft – von Altorientalistik über Kaukasiologie bis Vietnamistik. Das Lin|gu|is|tik-Portal möchte allen Facetten von Sprachwissenschaft gerecht werden.

Bei uns können Sie wählen aus:

- 40 **linguistischen Themengebieten**
- über 1.800 **Sprachfamilien** und **Einzelsprachen** (Tendenz steigend)

Startseite

Online-Ressourcen

Das Herzstück des Portals für Sprachwissenschaft sind die Internetquellen. Die Lin|gu|is|tik-Redaktion achtet bei der Zusammenstellung der Online-Ressourcen auf ein ausgewogenes Verhältnis von allgemeinen und einführenden Informationen und spezialisierten Web-Angeboten.

Linguisten und Philologen in Wissenschaft, Beruf und Studium benötigen vielfältige Informationsgrundlagen für ihre Arbeit:

- **Korpora und Forschungsdaten**
  Wir bieten Ihnen historische Textkorpora, Audio- und Textkorpora für moderne Sprachen sowie Daten aus der Sprachdokumentation.
- **Wörterbücher**
  In Kooperation mit OBELEX^{dict} des Instituts für Deutsche Sprache Mannheim wollen wir ein umfangreiches Angebot für Online-Wörterbücher schaffen.
- **Nachschlagewerke und Grammatiken**
  Ob Sie Erläuterungen zu linguistischen Fachtermini oder Flexionsparadigmen einer bestimmten Sprache suchen, in unseren Internetquellen werden Sie fündig.

Kataloge

Die Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg betreut das **Sondersammelgebiet Allgemeine und Vergleichende Sprachwissenschaft, Allgemeine Linguistik** und ist Herausgeber der Bibliography of Linguistic Literature (BLL). Neben dieser umfangreichen Sammlung können Sie bei der Suche von linguistischer Fachliteratur über **eine einzige Abfrage** gleichzeitig auf weitere Kataloge, Fachbibliografien, Aufsatz-Datenbanken und Publikationsserver zugreifen.

Zeitschriften und Datenbanken

Die interdiziplinäre Auswahl der elektronischen Zeitschriften (EZB) und Datenbanken ist vollständig in die **fachliche Erschließung** des Lin|gu|is|tik-Portals integriert. Sie können sich das Gesamtangebot im Überblick anzeigen lassen, den Einstieg über Fachgebiete wählen - oder diesen besonderen Service nutzen und selbstständig in **linguistischen Themen** oder **Sprachen** stöbern.

▶ Vermissen Sie wichtige fachliche Angebote im Lin|gu|is|tik-Portal? Nehmen Sie Kontakt mit uns auf unter:
info@linguistik.de

Lin|gu|is|tik auf einen Blick

Sofort wissenschaftlich Arbeiten
- Internetquellen
- Datenbanken
- Wörterbücher
- Korpora und Forschungsdaten

Sprachwissenschaft und Sprachen für Anfänger und Fortgeschrittene
- Linktipps
- Tutorials und Sprachkurse
- Grammatiken

Überblick über die linguistische Scientific Community
- Forschung
- Institute und Fachgesellschaften
- Studiengänge

Fachliteratur recherchieren
- Bibliothekskataloge
- Fachbibliografien
- Online Contents Linguistik
- Elektronische Zeitschriften
- Publikationsserver

Die Nutzung des Lin|gu|is|tik-Portals ist kostenlos.

▶ **www.linguistik.de**

Projektpartner

Das Lin|gu|is|tik-Portal ist eine Kooperation der Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main, dem Institut für Deutsche Sprache (IDS) Mannheim sowie dem Linguistik-Server Essen (LinseLinks).

UB UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK FRANKFURT AM MAIN
IDS INSTITUT FÜR DEUTSCHE SPRACHE
LINSE LINGUISTIK-SERVER ESSEN

Gefördert durch die

Deutsche Forschungsgemeinschaft
DFG

Kontakt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Linguistik-Portal
Bockenheimer Landstr. 134-138
60325 Frankfurt am Main
E-Mail: info@linguistik.de

Heike Renner-Westermann
Telefon: + 49 (0) 69 - 798 39235
E-Mail: h.renner-westermann@ub.uni-frankfurt.de

Lin|gu|is|tik
PORTAL FÜR SPRACHWISSENSCHAFT

Vier Gründe für den Phrasemgebrauch

Teil IV: *Alles hat ein Ende, nur die Wurst hat zwei* – Satzphraseme

von Elke Donalies

Dies ist der letzte von vier SPRACHREPORT-Teilen, in denen ich der Frage nachgehe, warum wir Phraseme verwenden, was wir mit ihnen bewirken, wozu wir sie brauchen. Jeder der vier Teile erläutert am Beispiel von Phrasemen aus dem Bildbereich der Küche einen der vier Hauptgründe für ihren Gebrauch (siehe einleitend Donalies 2012).

Teil I: ***Klar wie Kloßbrühe* – Adjektivphraseme**: Phraseme sind klar wie Kloßbrühe; sie erleichtern unsere Kommunikation.

Teil II: ***Auf dem Präsentierteller* – Substantivphraseme**: Phraseme servieren uns auf dem Präsentierteller, sie zeigen und verorten uns.

Teil III: ***Seinen Senf dazu geben* – Verbphraseme**: Mit Phrasemen können wir unseren Senf dazu geben; sie transportieren griffig unsere Gedanken.

Teil IV: ***Alles hat ein Ende, nur die Wurst hat zwei* – Satzphraseme**: Nicht zuletzt transportieren Phraseme kollektives Wissen, kollektive Kultur.

Der vierte Hauptgrund also, den ich an den Satzphrasemen erläutere, an satzwertigen Phrasemen, an klassischen Sprichwörtern, auch Parömien genannt, ist:

Phraseme sind Wissensquintessenzen.
Sie transportieren Erfahrung.

Unsere Kultur baut darauf auf, dass wir Erfahrungen weitergeben. Die „prototypische Verkörperung des ‚kulturellen Gedächtnisses' einer Diskursgemeinschaft" (Földes 2005, S. 323) sind Phraseme. Sie sind nämlich Quintessenzen langer Erfahrung; sie tradieren in kompakter, leicht weiterreichbarer Form, was wir über die Welt herausgefunden haben. „Mit der Zeit gehören sie zum Wissensschatz von Kulturen" (Schmidt 2012, S. 12). Auch im Bildbereich der Küche finden sich zahlreiche Satzphraseme, die unsere gebündelten gemeinsamen Erfahrungen archivieren.

Bleibe im Lande und nähre dich redlich!
Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.
Eigner Herd ist Goldes wert.
Jeder Topf findet seinen Deckel.
Viele Köche verderben den Brei.
Was der Bauer nicht kennt, das frisst er nicht.

„Zudem entfalten Sprichwörter moralische Kraft. Möglichst bildhaft sollen sie Regeln für erwünschtes Verhalten vermitteln. Bevor man lang und breit über die Folgen mangelnder Wahrhaftigkeit ausholt, sagt man halt lieber: ‚Lügen haben kurze Beine'" (Schmidt 2012, S. 12). „Das alles eröffnet die famose Chance, mit Spruchweisheiten nahezu alles zu untermauern, was nach einem guten Fundament verlangt" (ebd., S. 11). „Der daraus resultierenden Wirkung kann sich auch ein moderner Mensch nicht entziehen, obwohl er dem Wahrheitsgehalt und dem damit verbundenen Autoritätsanspruch [...] kritisch gegenübersteht" (Umurova 2004, S. 84f).

Wie können wir diesem Autoritätsanspruch entgehen? Wir können ihm erstens entgehen, indem wir die Weisheiten überprüfen. Schmidt 2012 ist ein eigenes Buch dazu. Zweitens können wir autoritäre Phraseme ironisieren und zuspitzen, etwa *In der Not schmeckt die Wurst auch ohne Brot* als Variante zu *In der Not frisst der Teufel Fliegen* oder *Wer nie sein Brot im Bette aß, weiß nicht wie Krümel pieken* als Variante zum bekannten Seufzer aus Wilhelm Meisters Lehrjahren *Wer nie sein Brot mit Tränen aß, wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte* (Goethe 1795, IDS-Korpora). Adaptionen ehrwürdiger Satzphraseme nennt auch Mieder (2004, S. 423). Aus dem Bildbereich der Küche sind es:

Steter Tropfen höhlt die Leber.
Der Student geht so lange zur Mensa, bis er bricht.

Schließlich können wir unser Phrasemikon um Phraseme erweitern, die unserer modernen Denkweise mehr entsprechen. Im Bildbereich der Küche sind das vor allem Werbeslogans.

Etwas Warmes braucht der Mensch.
Lieber trocken trinken als trocken feiern.

Kommen wir endlich zur Wurst. An dieser Stelle endet ja die kleine vierteilige Sprachreport-Serie zu den Gründen unseres Phrasemgebrauchs. Zu enden nämlich scheint – neuerer Forschung nach – unserem menschlichen Denken ideal zu entsprechen:

> ***Alles hat ein Ende, nur die Wurst hat zwei***
>
> *Im menschlichen Gehirn existiert Unendlichkeit als seltsame Ahnung, denn sie ist nicht vorstellbar und damit nicht real. Viel naheliegender erscheint ein irgendwann stattfindender Weltuntergang, denn warum sollte die Welt nicht auch, wie der Mensch selbst, vergänglich sein?*
>
> (<www.theeuropean.de/debatte/1853-weltuntergang> Dezember 2009)

Zitierte Literatur

Donalies, Elke (2012): *Sich die Rosinen aus dem Kuchen picken* – Vier Gründe für den Phrasemgebrauch. In: Sprachreport 4, S. 28-29.

Földes, Csaba (2005): Kulturgeschichte, Kulturwissenschaft und Phraseologie: Deutsch-ungarische Beziehungen. In: Hausner, Isolde/Wiesinger, Peter (unter Mitwirkung von Korecky-Kröll, Katharina) (Hg.): Deutsche Wortforschung als Kulturgeschichte. Beiträge des Internationalen Symposiums aus Anlass des 90-jährigen Bestandes der Wörterbuchkanzlei der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Wien, 25.-27. September 2003. Wien (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, Sitzungsberichte 720), S. 323-345.

Mieder, Wolfgang (2004): „Andere Zeiten, andere Lehren“ – Sprach- und kulturgeschichtliche Betrachtungen zum Sprichwort. In: Steyer, Kathrin (Hg.): Wortverbindungen – mehr oder weniger fest. Berlin/New York (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2003), S. 415-438.

Schmidt, Walter (2012): Morgenstund ist ungesund – Unsere Sprichwörter auf dem Prüfstand. Reinbek.

Umurova, Gulnas (2004): Was der Volksmund in einem Sprichwort verpackt... Moderne Aspekte des Sprichwortgebrauchs anhand von Beispielen aus dem Internet. Bern u. a. (= Sprichwörterforschung 24).

Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim.

Büchersegen

von Monika Pohlschmidt

Die Bibliothek des Instituts für Deutsche Sprache konnte im Frühjahr 2013 mehrere tausend Wörterbücher, Nachschlagewerke und linguistische Fachbücher aus der umfangreichen Bibliothek des Bibliographischen Instituts übernehmen, die der Verlag aus Platzgründen nicht von Mannheim nach Berlin mitnehmen konnte. Die Mitarbeiterinnen der IDS-Bibliothek sind seitdem damit beschäftigt, die übernommenen Bestände zu überprüfen: Nicht vorhandene Bücher bereichern den Bestand der Institutsbibliothek, Dubletten werden an kooperierende Einrichtungen des IDS und interessierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler abgegeben. Der Freundeskreis des Instituts für Deutsche Sprache unterstützt die Bibliothek finanziell dabei, Buchpakete an germanistische Bibliotheken im Ausland zu verschicken. Institute in Ungarn, Polen, Rumänien, Italien und Spanien freuen sich darüber, dass ihre von Sparmaßnahmen betroffenen Bibliotheken durch aktuelle Nachschlagewerke aus der Dudenredaktion bereichert werden konnten. Weitere Pakete werden zurzeit für Bibliotheken im Irak, in Russland und Armenien vorbereitet.

Dr. Uday Hattim Mahmod (Universität Bagdad/Irak), Monika Pohlschmidt (IDS) und Dr. Sawsan Kasim Neaama (Universität Bagdad/Irak) (von li. nach re.) packen in der IDS-Bibliothek Bücher für die Universität in Bagdad.

Foto: Annette Trabold

Die Autorin ist Leiterin der Bibliothek am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim.

Nachruf auf Prof. Dr. Ewald Lang

von Ludwig M. Eichinger

Am 14. Oktober 2013 ist Prof. Dr. Ewald Lang verstorben. Er hat sich nicht nur durch seine eigenen Forschungen einen hervorgehobenen Platz in der linguistischen Welt erarbeitet, sondern sich auch in mancherlei Hinsicht um die institutionelle Förderung der linguistischen Forschung in Deutschland verdient gemacht. Er gehört zu den Initiatoren und Gründungsvätern des Zentrums für Allgemeine Sprachwissenschaft, Typologie und Universalienforschung, das als Verein geführt wird, an dem auch das IDS als Mitglied vertreten ist. Das spiegelt die enge fachliche Verbindung, die zwischen dem IDS und Ewald Lang bestand. Sie schlug sich unter anderem in der Mitherausgabe des für die grammatische Arbeit am Institut wichtig gewordenen Jahrbuchs des IDS „Deutsch – typologisch“ (Jahrbuch 1995) nieder. Neben dieser allgemeinen Verbindung mit der Arbeit des IDS gibt es ein in diesem Jahr abgeschlossenes großes Projekt des IDS, das auf fachliche Überlegungen zur Bedeutung von Funktionswörtern, die Ewald Lang schon zu seiner Zeit am Zentralinstitut für Sprachwissenschaft (ZISW der Ostberliner Akademie) entwickelt hatte, zurückgeht. Mit der Integration einer Reihe von Mitarbeitern dieser Institution in das IDS kam dann auch dieser Forschungsschwerpunkt mit an das Haus. So entstand das Projekt „Handbuch der deutschen Konnektoren“, dessen erster, der syntaktischen Beschreibung gewidmete, Band im Jahr 2003 erschienen ist und das mit der Publikation des zweiten, eine semantische Beschreibung liefernden, Bandes im Jahr 2014 abgeschlossen sein wird. Er hat dieses Projekt über seine gesamte Dauer mit Rat und – so lange ihm das möglich war – Tat begleitet. Das IDS verdankt ihm viel und hat mit ihm einen fachlich hochgeachteten und menschlich überaus angenehmen Partner verloren.

Prof. Dr. Ewald Lang, 6.5.1942 – 14.10.2013
Foto: Ulrich Dahl.

Der Autor ist der Direktor des Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim

AKTUELLES

Sprachwissenschaft im Fokus

Positionsbestimmungen und Perspektiven

Die Jahrestagung zum 50-jährigen Bestehen des Instituts für Deutsche Sprache

Im Jahr 2014 feiert das Institut für Deutsche Sprache sein 50-jähriges Bestehen. Dieses Jubiläum nimmt das Institut zum Anlass, seine Jahrestagung thematisch etwas breiter anzulegen und diejenigen Themenfelder, die in der sprachwissenschaftlichen Diskussion der letzten fünf Jahrzehnte eine besondere Rolle gespielt haben und zu denen das IDS in besonderer Weise hat beitragen können, einer Revision zu unterziehen. In sechzehn Vorträgen wird die Jahrestagung eine Zusammenschau der aktuellen Fragen der Grammatikforschung und Grammatikographie, der Lexikologie und Lexikographie, der soziolinguistischen und pragmatischen Forschung sowie der Korpustechnologie und der Computerlinguistik bieten und Auskunft darüber geben, wo die Sprachwissenschaft im Moment steht und welches ihre zentralen Zukunftsfragen sind.

50. Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache, 11. - 13. März 2014, Congress Center Rosengarten Mannheim

Vorläufiges Programm

(Stand: 30.10.2013)

Dienstag, 11. März 2014

9.00 Eröffnung
Ludwig M. Eichinger (Direktor des IDS)

Grußworte

10.00 Sprachtheorie und Menschenbild
Angelika Linke (Zürich)

11.00 *Kaffeepause*

11.30 Interaktionslinguistik
Heiko Hausendorf (Zürich)

12.30 *Mittagspause*

14.00 Sprache, Bild, Text
Werner Holly (Chemnitz)

15.00 Grammatik – explorativ
Angelika Wöllstein (IDS)

16.00 *Kaffeepause*

16.30 Mündlichkeit/Schriftlichkeit und Grammatik
Vilmos Ágel (Kassel)

19.00 *Festakt*

Mittwoch, 12. März 2014

9.00 Das IDS und die Tiefe der Grammatik. Ein Blick von außen
Catherine Fabricius-Hansen (Oslo)

10.00 *Kaffeepause*

10.30 Normen, Varianten und Normvarianten
Peter Gallmann (Jena)

11.30 Lexikographie und die Dynamik des Lexikons
Stefan Engelberg (IDS)

12.30 *Mittagspause*

14.00 Wortbildung im Text und zum Text
Norbert Richard Wolf (Würzburg)

15.00 50 Jahre Satzsemantik: Erfolge, Probleme, Perspektiven
Manfred Krifka (Berlin)

16.00 *Kaffeepause*

16.30 Wortgeschichtliche deutsche Lexikographie – Ideal und Wirklichkeit
Hartmut Schmidt (Berlin)

17.30 Das Wörterbuch der Zukunft ist kein Wörterbuch
Wolfgang Klein (Nijmegen)

19.00 *Begrüßungsabend im IDS*

Donnerstag, 13. März 2014

9.00 Grundlagen für die empirische Forschung: schriftliche und mündliche Korpora am IDS
Marc Kupietz / Thomas Schmidt (IDS)

10.00 *Kaffeepause*

10.30 Pragmatik *revisited*
Arnulf Deppermann (IDS)

11.30 Die Dialektologie und ihre (neuen) Räume
Helen Christen (Freiburg i. Ue.)

12.30 *Mittagspause*

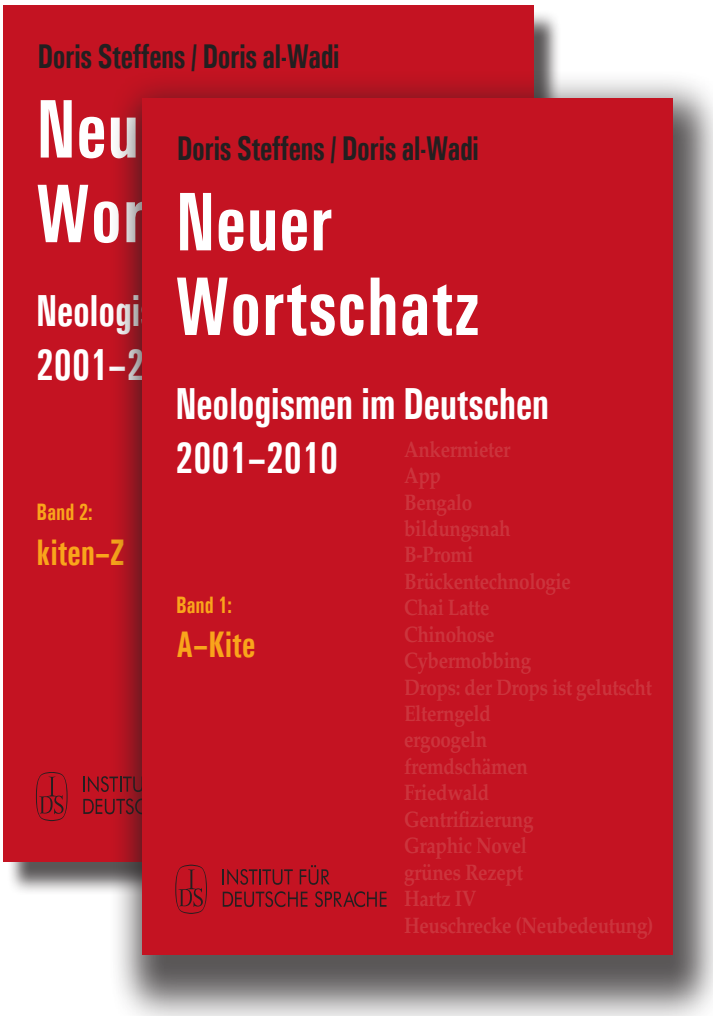
14.00 Die Entwicklung der germanistischen Soziolinguistik in den letzten 50 Jahren: eine Skizze
Peter Auer (Freiburg i.Br.)

15.00 Ausblick
Ludwig M. Eichinger (Direktor des IDS)

Weiterführende Informationen auch im Internet unter:
<www.ids-mannheim.de/jahrestagung>

Institut für Deutsche Sprache (IDS)
R 5, 6-13
D-68161 Mannheim
Tel.: 0621 / 1581-0
Fax: 0621 / 1581-200
E-Mail: jahrestagung@ids-mannheim.de

ALLES FRISCH!



Im Eigenverlag des IDS neu erschienen:

Band 1: **A–Kite**
318 Seiten

Band 2: **kiten–Z**
326 Seiten

ISBN: 978-3-937241-43-2

44,- € (D)

Das Wörterbuch „Neuer Wortschatz" präsentiert den deutschen Wortschatz, der zwischen 2001 und 2010 aufgekommen und in die Allgemeinsprache eingegangen ist.

Lexikografisch umfassend beschrieben sind mehr als 570 neue Wörter (z.B. *Umweltzone*, *twittern*), neue feste Wortverbindungen (z.B. *grünes Rezept*, *etwas ist kein Ponyhof*) und neue Bedeutungen etablierter Wörter (z.B. *Heuschrecke* 'Finanzinvestor', *Stolperstein* 'Gedenkstein'). Zu den aus herkömmlichen Wörterbüchern bekannten Angaben z.B. zur Aussprache, Grammatik, Bedeutung treten neue, z.B. zur Wortbildung, zu Enzyklopädischem, die den erhöhten Informationsbedarf in Bezug auf neuen Wortschatz befriedigen helfen.

Zusätzlich finden sich neologismusspezifische Angaben zu Aufkommen und Ausbreitung im Erfassungszeitraum – unter Einbeziehung von Zeitverlaufsgrafiken – sowie zur Erstbuchung in einschlägigen Wörterbüchern.

Ab sofort erhältlich im Buchhandel oder unter
http://buchshop.ids-mannheim.de

INSTITUT FÜR DEUTSCHE SPRACHE

Institut für Deutsche Sprache (IDS) in Mannheim erneut für Chancengleichheit ausgezeichnet

30. Oktober 2013 – Das Institut für Deutsche Sprache (IDS) in Mannheim erhielt zum zweiten Mal nach 2010 das TOTAL E-QUALITY Prädikat für die Jahre 2013 bis 2015. Mit dieser Auszeichnung werden Hochschulen und wissenschaftliche Einrichtungen für ihr Engagement zur Chancengleichheit gewürdigt.

„Das IDS geht – mit der Förderung von Habilitationen und außerplanmäßigen Professuren, durch die Ermöglichung von Kurzzeitdozenturen und Lehrstuhlvertretungen – neue Wege in der Nachwuchsförderung und nutzt sie erfolgreich unter Gleichstellungsaspekten“, so die Begründung der Jury zur erneuten Vergabe des TOTAL E-QUALITY Prädikats 2013 für die Jahre 2013-2015 an das Institut für Deutsche Sprache.

Durch die Verleihung des Prädikats erlangen erfolgreiche Modelle der Chancengleichheit Aufmerksamkeit. Eva Maria Roer, die Vorsitzende von TOTAL E-QUALITY Deutschland e.V., würdigte diese Vorgehensweisen bei der Prädikatsübergabe in Ehningen mit folgenden Worten: „Die Führungspersönlichkeiten unserer Prädikatsträger haben erkannt, dass gelebte und in der Organisation fest verankerte Chancengleichheit zu mehr Erfolg führt.“

Dr. Elisabeth Link und Ulrike Willem, die Gleichstellungsbeauftragten des IDS, nahmen die Auszeichnung für Chancengleichheit in der Personalpolitik bei der Verleihung in Ehningen entgegen. „Diese zweite Auszeichnung freut uns außerordentlich“, berichtet Ulrike Willem, „denn sie ist ein Beweis dafür, dass wir bei der Förderung der Chancengleichheit in unserem Institut schon viel erreicht haben. Bei uns sind 45 Prozent der Führungspositionen durch Frauen besetzt.“

„So ein Prädikat ermutigt uns auch, mit unserer Arbeit fortzufahren und unsere Zielvorstellungen von Gleichstellung und Vereinbarkeit von Familie und Beruf weiterzuentwickeln“, so Dr. Elisabeth Link, „die Eröffnung eines Eltern-Kind-Zimmers dieses Jahr war ein weiterer schöner Erfolg.“ Das Prädikat TOTAL E-QUALITY wird jährlich für beispielhaftes Handeln im Sinne einer an Chancengleichheit ausgerichteten Personalführung vergeben. Die Auszeichnung gilt für jeweils drei Jahre und ist das Ergebnis eines umfangreichen Bewerbungsprozesses. Eine erneute Bewerbung im Jahr 2016 ist geplant. Diese soll weiterführende Fortschritte sowie Nachhaltigkeit in der Gleichstellungsarbeit des IDS verdeutlichen.

Die Gleichstellunsgbeauftragten des IDS: Ulrike Willem und Dr. Elisabeth Link nehmen die Urkunde entgegen.

Foto: Andrea Fabry

TOTAL E-QUALITY Deutschland e. V.

TOTAL E-QUALITY Deutschland e.V. hat sich zum Ziel gesetzt, Chancengleichheit von Frauen und Männern im Beruf zu etablieren und nachhaltig zu verankern. Der Schwerpunkt liegt auf der Förderung von Frauen in Führungspositionen. TOTAL E-QUALITY steht für Total Quality Management (TQM), ergänzt um die Gender-Komponente (Equality).

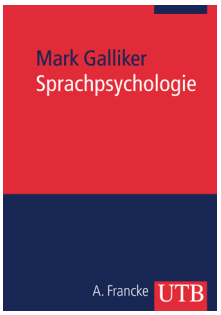
Der Verein wurde 1996 von Vertreter/innen großer deutscher Unternehmen mit Unterstützung der Bundesministerien für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie sowie für Familie, Senioren, Frauen und Jugend gegründet.

Weitere Informationen unter <www.total-e-quality.de>

ANZEIGE

Neuerscheinung

francke VERLAG



Mark Galliker

Sprachpsychologie
UTB
2013, X, 310 Seiten, €[D] 22,99/SFr 31,90
ISBN 978-3-8252-4020-2

Wie entstand die Sprache des Menschen? Wie entwickelt sich das Sprachvermögen bei Kindern? Welche Vorgänge laufen beim Lesen- und Schreibenlernen ab?
Bisher behandelte die Psychologie der Sprache ihre Gegenstände, das Sprechen und Zuhören, das Schreiben und Lesen, weitgehend individualistisch-experimentell, ohne Berücksichtigung der Evolution, Kultur und Kommunikation.
Im vorliegenden Buch werden diese drei Aspekte integriert und unter Berücksichtigung aktueller Forschungsresultate psychologisch und auch neuropsychologisch ausdifferenziert.

Narr Francke Attempto Verlag · Dischingerweg 5 · D - 72070 Tübingen · www.francke.de

IDS SPRACH REPORT

Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

Herausgegeben vom Institut für Deutsche Sprache, Mannheim

Heft 4/2013

SPRACHREPORT erscheint vierteljährlich. Ein Jahresabonnement kostet 10,- EUR einschließlich Porto.

Ich abonniere die Zeitschrift SPRACHREPORT ab dem Jahr____ (Nur Kalenderjahr-Abonnement möglich. SPRACHREPORT-Ausgaben, die im Jahr des Erstbezugs bereits erschienen sind, werden nachgeliefert.) Dieses Abonnement kann ich frühestens nach Ablauf eines Jahres kündigen. Es verlängert sich automatisch um ein Jahr, wenn ich die Kündigung nicht 2 Monate vor Ablauf des Abonnements schriftlich mitteile.

Vor- und Zuname: _____

Adresse: _____

_____

Datum: _____ 1. Unterschrift _____

O Ich bezahle die Jahresrechnung per Bankeinzug. Ich ermächtige das IDS, den Rechnungsbetrag von 10,- EUR von meinem Konto abzubuchen.
Kontonummer: _____ Bank: _____ BLZ: _____

O Ich warte auf die Jahresrechnung und überweise den Betrag auf das dort genannte Konto.

Die Rechnung wird an die oben genannte Adresse zugestellt. Ich kann dieses Abonnement eine Woche nach Erhalt des ersten Heftes schriftlich widerrufen. Ich bestätige durch meine 2. Unterschrift, dass ich mein Widerrufsrecht zur Kenntnis genommen habe.

Datum: _____ 2. Unterschrift _____

An: Institut für Deutsche Sprache, -SPRACHREPORT-, Postfach 10 16 21, 68016 Mannheim
Diese Daten werden für die Abonnement-Verwaltung gespeichert.